

Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vormwärts! meine Seele.

דברך נפשי עז

Vormwärts, mit Macht.

31. Jahrgang.

Cincinnati, O., den 25. Mai 1888.

Nummer 48

Das größte Wunder.

Von Minna Reuer.

Daß noch Wunder jetzt geschehen,
Sah ich kürzlich schwarz auf weiß
Hier in der „Deborah“ stehen—
Und mir wurde kalt und heiß.

Daß die Frauen fertig werden,
Ward als Wunder hingestellt;
Doch ist leichter nichts auf Erden,
Fehlt nur nicht das liebe Geld.

Kann die Frau nur recht befehlen,
Fliehen Mägde hin und her,
Fällt den armen guten Seelen
Auch die Arbeit noch so schwer.

Und die Lady geht zum Store,
Kauft verständig recht viel ein;
Geht der Mann auch halb „capore“
Muß der Luxus dennoch sein!

Spiegel, Carpets und Tapeten,
Von den feinsten ganz gemiß,
Und es fliehen die Moneten,
Und der Krämer lächelt süß.

Alles ist dann schnell geschehen,
Zieht der liebe „Sontoff“ ein,
Und mit Stolz wird es besehen;
Doch, ist dies ein Wunder? Nein!!

Aber selbst sich Alles machen;
Ohne Mägde, wenig Geld,
Wo von tausend kleinen Sachen
Oft das Nöthigste noch fehlt:

Da zur Zeit noch fertig werden,
Dennoch Alles nett und rein:—
Daß, mein Freund, scheint mir der Erden
Größtes Wunder noch zu sein.

Rabbi Josefmann von Rosheim.

Eine historische Erzählung aus der Zeit der Reformation, von Dr. Lehmann.

(Fortsetzung.)

XII.

Nach langer Abwesenheit kehrte Kaiser Carl V. nach Deutschland zurück, um im Jahre 1530 in Augsburg einen Reichstag abzuhalten. So viel Glanz hatte Augsburg noch nicht gesehen; fast alle Fürsten des Reichs kamen mit glänzenden Hofstaate; den Kurfürsten Albrecht von Mainz begleiteten, außer seinen Beamten und Dienern, 130 Reiter seiner Leibgarde in scharlachrothen Waffenröcken, mit blinkenden Helmen und Lanzen. Es schien mehr, man versammelte sich zu einer Kaiserkrönung oder zu einem Vermählungsfeste als lediglich zu einem einfachen Reichstage, und doch lagerte tiefer Ernst auf der Kampfesstätte, wo neben einigen politischen Angelegenheiten die höchsten geistigen Güter und Interes-

sen, welche seit 13 Jahren die deutsche Nation bewegten, ausgekämpft und zur Entscheidung gebracht werden sollten. Daher waren alle Parteien mit den vorzüglichsten ihrer geistigen Kampfeskräfte ausgezogen.

Was Deutschland an geistigen Talenten besaß, versammelte sich jetzt in Augsburg.

Alle Fürsten und Reichsstände führten die ausgezeichnetsten ihrer Rechtsgelahrten, Theologen und Diplomaten mit sich. Im Gefolge des Kurfürsten Johann von Sachsen allein befanden sich eine ganze Reihe berühmter Gelehrter: die Kanzler Dr. Georg Brück und Dr. Bayer, dann Justus Jonas, Georg Spalatin, Philipp Melancthon und Johann Agricola. Dr. Martin Luther befand sich zwar auch in der Begleitung des Kurfürsten, allein wegen der kaiserlichen Acht und des päpstlichen Bannes war derselbe auf dem Schlosse zu Coburg zurückgelassen worden.

Auch der jüdische Befehlshaber, der Jude Josef von Rosheim, hatte sich mit einem großen Gefolge von Dienern und Pferden in Augsburg zum Reichstage eingefunden.

Auch für ihn galt es einen schweren Kampf zu kämpfen. Noch hatte Kaiser Carl V. die Privilegien und Schutzbriefe, welche die früheren Kaiser erlassen, nicht bestätigt; und zu den alten Beschuldigungen gegen die Juden hatte sich eine neue, gefährdrohende gesellt.

Sultan Soliman war in einem glänzenden Eroberungszuge bis an die Mauern von Wien vorgebrungen. Ganz Europa erzitterte vor den siegreichen Türken. Da hatten die Judenfeinde ausgeprengt, die Juden hätten sich verschworen, sich mit den Feinden der Christenheit zu verbinden und das Land den Türken auszuliefern. Und diese thörichte Beschuldigung wurde überall geglaubt und Katholiken wie Lutheraner, gegeneinander vom furchtbarsten Hass erfüllt, waren darin einig, daß die strengsten Maßregeln gegen die Juden ergriffen, daß sie sammt und sonders aus ganz Deutschland ausgewiesen werden sollten. Daß der Kaiser dieser furchtbaren Maßregel zustimmen würde, daran zweifelte Niemand. Der Kaiser hatte erst vor ganz kurzer Zeit einen Beweis seiner Gesinnung gegen die Juden gegeben. Der König von Portugal wollte nämlich in seinem Lande die Inquisition nach spanischem Muster einrichten, um die Marannen (Neuchristen, heimliche Juden) mit Feuer und Schwert vertilgen zu können. Papst Clemens VII., ein gebildeter, humaner Mediciner, weigerte sich entschieden, dazu seine Einwilligung zu geben. Als nun Carl im Jahre 1529 sich von Spanien nach Italien begab, um mit dem Papste Frieden zu schließen, da machte der Kaiser es zu einer der Friedensbedingungen, daß der Papst die Einführung der Inquisition in Portugal gestatte. Lange widerstrebt Papst Clemens; allein er mußte sich dem entschiedenen Willen des Kaisers fügen, wo-

durch unsägliches Geld über Tausende heimlicher Juden in Portugal gebracht wurde.

Dienstag, 15. April, hielt der Kaiser seinen Einzug in Augsburg.

Rath und Bürgerschaft hatten alles aufgeboten, um den Enkel des ihnen so geliebten Kaisers Maximilian würdig und herzlich zu empfangen und sich auch seine Gnade und Huld zu erwerben.

Festlich hatte man Thore und Straßen mit Teppichen, Kränzen, Maien und Fahnen geschmückt, und auf dem Wege, auf welchem der Kaiser kam, wogte Jung und Alt in bunten Gruppen einher.

Die Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände, unter ihnen auch der Befehlshaber der Juden, waren mit ihrem sämmtlichen Hofstaate dem Kaiser entgegengeritten, bis sie des Kaisers ansichtig wurden. Da stiegen sie alle von ihren Pferden und gingen dem Kaiser zu Fuß entgegen.

Als Carl das bemerkte, stieg auch er ab und ging freundlich grüßend auf die Fürsten seines Reichs zu.

Der Erzkämmerer des deutschen Reichs, der Kurfürst und Cardinal, Erzbischof von Mainz, hielt die Begrüßungsrede. Er sprach:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Unübertwindlichster, Gnädiger Kaiser und Herr!“

„Meine Herren Brüder, Freunde und Oheime, Kurfürsten, Fürsten, Prälaten, Grafen und andere des heiligen römischen Reichs Stände, wie der Abwesenden Botschaften und ich, auf Eurer kaiserlichen Majestät Ausschreiben zu dem Reichstage hierherberufen und versammelt, erfreuen uns, Euer kaiserlichen Majestät, unserm gnädigsten Herrn, zu der glücklichen Rückkehr in das heilige römische Reich deutscher Nation auf's innigste Glück zu wünschen; indem wir Höchstselben in größter Ehrerbietung und unterthänigst hier empfangen, bitten wir Gott, daß Er Euer kaiserlichen Majestät, nachdem Höchstselben nun die kaiserliche Krone empfangen haben — (am 24. Febr. 1530, an seinem 30. Geburtstag, war Kaiser Carl V. von Papst Clemens VII. zu Bologna zum Kaiser gekrönt worden. Es war die letzte Kaiserkrönung diejenige Napoleons I. ausgenommen, welche von einem Papste vorgenommen ist worden), — lange und glücklich dem römischen Reich vorstehen, und dasselbe in Frieden regieren lassen; so hoffen wir auch, daß mit Gottes Hilfe und Beistand Alles, was Eurer kaiserlichen Majestät vollbringen, zur Verherrlichung göttlichen Namens, zur Ehre Eurer Majestät und zum Heile deutscher Nation gereichen werde; wir aber, die Glieder und Stände des heiligen römischen Reichs, erbiethen und versichern Eurer kaiserlichen Majestät, daß wir in Allem, was auf diesem Reichstage verhandelt werden wird, und zuvörderst Gott, dem Allmächtigen, zur Verherrlichung, dann Eurer kaiserlichen Majestät zum Ruhme und deutscher Na-

tion zu Ruh und Gutem erspießen möge, auf's Thätigste und Sorgsamste bestrebt sein werden, treulichst zu rathen, zu helfen und zu handeln, womit wir uns Euer kaiserlichen Majestät Schutz und Schirm unterthänigst empfehlen.“

Hierauf erwiderte der Kaiser:

„Liebe, Getreue, Bettern, Oheime, Churfürsten, Fürsten, Grafen und Herren! „Indem ich Euch meinen besten Dank ausspreche, freut es mich besonders, den bevorstehenden Reichstag so zahlreich besucht zu sehen, was zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, zum Wohle und Heile aller Christgläubigen, zum Nutzen und Frommen der deutschen Nation, und wesentlich zur Vertreibung der Türken erforderlich erscheine, und auf welche Weise und durch welche Mittel die in der Kirche bestehenden Irrungen und Spaltungen beigelegt und der Friede und die Ruhe im heiligen römischen Reich deutscher Nation hergestellt und erhalten werden könne. — Dies ist mein fester Wille unter Gottes Beistand herbeizuführen und zu erwirken.“

Als Rabbi Josefmann vernahm, daß der Kaiser mit besonderem Nachdruck das Wort „Christgläubigen“ ausgesprochen, da erzitterte er. War das eine Andeutung, daß für die Juden kein Raum mehr bleiben sollte im heiligen Römischen Reich?

Nachdem der Kaiser seine Ansprache beendet hatte, trat er näher zu einigen Herren heran, einem Jeden die Hand reichend und verbindliche Worte redend.

Zunächst begrüßte er den Kurfürsten von Mainz auf's Herzlichste, dann den Kurfürsten Johann den Beständigen von Sachsen, den Sohn und Nachfolger jenes weisen Friedrich, dem die Kaiserkrone angeboten war und der sie ausgeschlagen hatte, darauf den Landgrafen Philipp von Hessen, den man den „Großmüthigen“ nannte, den Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, den Markgrafen Georg von Brandenburg, die Erzbischöfe von Salzburg und Bremen, die Bischöfe von Würzburg, Speier und Augsburg, den Markgrafen Joachim von Brandenburg, — Alle drängten sich herbei, vom Kaiser einen Händedruck und ein gnädiges Lächeln, vielleicht auch ein freundliches Wort davonzutragen. Rabbi Josefmann hielt sich bescheiden im Hintergrunde. Aber durch das Gedränge wurde er vorgeschoben. Da erblickte ihn der Kaiser und erkannte ihn sofort.

„Mein lieber Josef von Rosheim,“ rief er, ihm die Hand entgegenstreckend, „wie geht es Dir? Das ist Recht, daß Du hier bist. Ich bin noch in einer alten Schuld zu Dir; ich habe Eure Freiheitsbriefe noch nicht bestätigt. Das soll unter göttlichem Beistande auf diesem Reichstage geschehen.“

Rabbi Josefmann führte des Kaisers Hand an seine Lippen; heiße Thränen fielen darauf. Wie waren doch durch des Kaisers gnädiges Wort die Furcht und die Angst in Jubel verwandelt!

Und die Gesichter der Judenfeinde wurden schwarz vor Aerger. Selbst zu den mächtigsten Fürsten hatte der Kaiser nicht so liebevoll wie zu dem Juden gesprochen!

XIII.

In der ganzen deutschen Geschichte ist wohl kein Reichstag von so großer Bedeutung und Wichtigkeit gewesen, wie der, welcher vom 15. April bis zum 19. November 1530 in Augsburg tagte. Hier plagten die Geister aufeinander; den gelehrten Lutherischen Theologen und Juristen, die wir bereits oben genannt haben, standen nicht minder gelehrte katholische gegenüber: der päpstliche Legat Cardinal Compesius und die Doktoren Johann Eck, Cochläus und Raussea. Auf diesem Reichstage ließen die Lutherischen Fürsten und Städte ihr neues Glaubensbekenntniß, das Melancthon verfaßt hatte, vorlesen. Das ist die berühmte Augsburger Confession, welche die Grundlage der neuen Kirche wurde. Dieselbe war von einer ganzen Reihe von Punkten, welche Beschwerden gegen bestehende Mißbräuche enthielten, begleitet. Auch die Juden mußten herhalten, um die Beschwerden gegen die bestehende Kirche recht gehässig zu machen. Als vierter Punkt der Beschwerden gegen die Erzbischöfe, Bischöfe und die Geistlichkeit überhaupt figurirte Folgendes:

„Wie der Judenwucher durch geistliche Gerichte bekräftigt werde, indem, wenn die weltliche Obrigkeit zu solchem Wucher nicht helfen wollte, die Juden die geistlichen Gerichte anrufen, und hier die Christen vermögten würden, zu bekennen oder zu beschwören, ihrer Schuld liege kein Wucher zu Grund, während die Richter doch wüßten, wie es offenbar, daß die Juden ohne Wucher nicht leiheten, die armen Christen daher aus großer Noth zu ihrem Schaden meinedig schwören, und daß, wenn dergleichen Verhandlungen von den ordentlichen Gerichten nicht zugelassen würden, die Bischöfe und Prälaten solche doch zuließen.“

Es wurde eine Kommission eingesetzt, um die Augsburger Confession zu prüfen, respektive zu widerlegen und Rathschläge zur Abhilfe in Bezug auf die Beschwerden zu ertheilen.

Rabbi Josefmann beehrte zu der Kommissionierung zugelassen zu werden, in welcher über die Juden verhandelt wurde.

„Meine gnädigen Herren,“ redete er die Mitglieder der Commission an, als er vor dieser erschien, „man beschuldigt die Juden des Wuchers, man setzt voraus, daß kein Jude Geld herleihe ohne Wuchersins, selbst dann, wenn der Christ es beschwört, daß keine Bewucherung geschehen sei, man brandmarkt den Namen Jude, als sei er mit Wucherer gleichbedeutend — meine gnädigen Herren, man thut den Juden damit ein großes Unrecht. Meine Voreltern in Palästina waren ein Ackerbau treibendes Volk; Naphthali bebaute seine Felder, Ascher pflanzte Oelbäume, Gad und Menasse hatten große Herden, Viehzucht und Weideland, Sebulon fabricirte meistens Glas und Kristall aus dem Sande seines Gebiets und färbte wollene Gewänder mit dem Saft der Purpurnschnecke, die das Meer an seine Ufer spülte; so lebte ein Jeder seiner Handlung und seinem Gewerbe, während Isachar die Wissenschaften pflegte und aus Simeon und Levi die Kinderlehrer und Priester hervorgingen. Erst seit der Zerstörung der heiligen Stadt Jerusalem und der Zerstreuung Israels über alle Nationen und Länder hat man uns die bürgerliche Handlung, die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht versagt, hat uns gezwungen, durch den Kleinhandel und durch Zinsnehmen unsern Unterhalt zu erwerben. Meine gnädigen Herren, meine Brüder und Anver-

wandten müssen doch leben und ihr Brod erwerben. Gebet ihnen andere Beschäftigungen, erlaubt ihnen, Grund und Boden zu erwerben, Handwerke zu erlernen und zu betreiben, so wird kein Jude mehr Geld auf Zins leihen. Seine Majestät der Kaiser haben mich Armen zum Befehlshaber meiner Brüder ernannt; an meiner Seite stehen die Vorsteher und Rabbinen der Gauen; ich verspreche Euch, meine gnädigen Herren, Jedem, sei es Jude oder Jüdin, mit dem Banne zu belegen und hart zu bestrafen, der fürder Geld auf Zinsen leiht, sobald ihr alle andern bürgerlichen Nahrungszweige und Handierungen uns gestattet.“

„Was verlangst Du, Jude!“ rief der Probst Faber von Wien, „was würden die Zünfte und Innungen dazu sagen, wenn wir den Juden das Handwerk freigegeben möchten?“

„Und gar Grund und Boden soll der Jude besitzen,“ höhnte Levinus von Belheim, des Kurfürsten von Mainz Geheimer Rath, „warum verlangst Du nicht, daß der Kaiser alle Juden zu Ritterschlägen und ihnen Lehen und Erbe verleihe?“

„Deshalb ist meine Meinung,“ sprach Doktor Georg Brück, des Kurfürsten von Sachsen Kanzler, „daß es der Kaiser mache, wie mein gnädiger Herr, und die Juden alle aus dem Lande verweise.“

„Meine gnädigen Herren,“ entgegnete Rabbi Josefmann, „Ihr Alle habt es gehört, daß das des Kaisers Majestät Wille nicht ist. Unser allergnädigster Herr will die Schutzbriefe und Privilegien bestätigen. Der Kaiser wird sein hohes Wort nicht brechen. Ich aber will Euch einen Vorschlag machen. Ich will die Rabbinen und Vorsteher aus allen Gauen des deutschen Reichs hierher nach Augsburg kommen lassen. Wir wollen dann für alle Juden der deutschen Lande Artikel und Ordnung verassen, in denen offener und versteckter Wucher auf das Strengste verboten wird. Ihr aber, meine gnädigen Herren, nehmt in das Gutachten, das Ihr abzugeben habt, weiter nichts auf als die Bestimmung, daß der Wucher verboten werde.“

„Der Jude spricht vernünftig,“ sagte Dr. Cochläus von Dresden, „ich selbst stand dabei als der Kaiser ihm Wort und Handschlag gab.“

Die Uebrigen stimmten zu.

Rabbi Josefmann, zufrieden mit dem Resultate der Verhandlung, sandte sofort Boten in alle Gauen Deutschlands und berief die Rabbinen und Vorsteher der Gauen nach Augsburg.

Mehr Schwierigkeiten fand Rabbi Josefmann in Bezug auf die von ihm erstrebte Audienz beim Kaiser. Dieser war gar sehr in Anspruch genommen. Die Kirchenstreitigkeiten, die Vorbereitungen für den Türkenkrieg, die projectirte Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige, die Regierung seiner vielen Länder und Reiche, die vielfachen Verhandlungen mit den fremden Gesandtschaften — das Alles ließ den Kaiser, der äußerst gewissenhaft seinen Pflichten oblag und Alles, Alles selbst besorgte und erledigte, nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen. Und ebenso beschäftigt wie der Kaiser, waren auch seine beiden Minister, Granvella, der Vater des später so berühmten gewordenen Cardinals gleichen Namens, und Los Cobos. Letzterer war ein äußerst liebenswürdiger, leutseliger und gnädiger Herr; die größte Schwierigkeit bestand darin, vor ihn zu kommen. Da erfuhr Rabbi Josefmann zufällig, daß des Ministers edle und anmuthige Gemahlin, Donna Maria de Mendoza, aus jüdischem Blute stamme, und er beschloß, sie aufzusuchen. Wiewohl er nur durch einen Dolmetscher zu der Spanierin zu reden vermochte, nahm er sie doch so für sich ein, daß sie ihm versprach, ihm durch Vermittelung ihres Gemahls die ge-

wünschte Audienz beim Kaiser zu verschaffen. Und so gewichtig war der Dame Einfluß auf ihren Ehemann und so sehr hörte der Kaiser auf den Rath seines Ministers, daß er, keine andere Zeit zur Audienz findend, dem Befehlshaber der Juden den Befehl ertheilen ließ, während der kaiserlichen Tafel sich dem Beherrscher der halben Welt vorzustellen.

Kaiser Carl V. aß stets allein; nicht einmal seinem Bruder, dem König Ferdinand, erlaubte er, mit ihm an einer Tafel zu speisen; der durfte wohl zusehen, den Hut in der Hand; aber sich zu dem Kaiser an den Tisch setzen, durfte er nicht. Auch sprach der Kaiser während des Essens nicht wiewohl der Speisesaal mit den vornehmsten Fürsten und Herren angefüllt war, die alle dem Kaiser beim Speisen zusehen durften. Hinter seinem Stuhle standen die Schalksnarren, die allerlei Possen rissen. Sagten sie etwas recht Kurzweiliges, so lächelte der Kaiser, sprach aber nie ein Wort. Junge Fürsten trugen die Speisen auf, stets 24 Gerichte auf einmal. Diese wurden auf die Tafel gestellt und die Deckel — einer nach dem andern von den Schüsseln genommen. Gegen die Gerichte, deren Carl nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; wovon er aber essen wollte, dazu nickte er mit dem Kopf und zog die Schüssel zu sich. Dreimal während der Mahlzeit trank er. Die Doktoren der Medicin, die stets vor dem Tische standen, reichten ihm den Wein, der zu den von ihm ausgewählten Speisen paßte. Die Mahlzeit währte ungefähr ein Stunde; dann ließ der Kaiser das gratias beten und stellte sich in eine Ecke des Zimmers. In diesem Augenblicke gab Los Cobos dem Befehlshaber der Juden ein Zeichen, daß er zu dem Kaiser hinantreten solle.

„Ah, Josef!“, sagte der Kaiser freundlich, „Du kommst, mich an die Einlösung meines Wortes zu erinnern. 3 war die Reichsstände opponiren.“

Carl unterbrach sich selbst, den Einwand Josefins erwartend.

„Majestät,“ sagte dieser, „ich habe den Reichsständen versprochen, ihre Beschwerden gegen meine Brüder abzustellen und Artikel und Ordnung für die Juden aufzurichten.“

„Das ist recht. Thue das, Josef, und lege die Artikel und Ordnungen dem Reichstage vor; ich habe unterdeß unter den Freiheitsbriefen, die Du meinem Bruder, Seiner Hoheit, dem König Ferdinand, in Abschrift überreicht hast, denjenigen ausgewählt, welchen Kaiser Sigismund, seligen Gedächtnisses, für den Elsaß erlassen; ich will ihn auf ganz Deutschland ausdehnen. Du kannst Dir morgen in meiner Kanzlei eine Abschrift holen. Bist Du mit mir zufrieden, mein lieber Josef?“

Statt der Antwort neigte sich Rabbi Josefmann, um den Saum des kaiserlichen Gewandes zu küssen.

(Fortsetzung folgt).

(Aus „Dessers. Wochenschrift.“)

Mandel Baf.

(Eine Federzeichnung.)

In der Art und Weise, wie die drei positiven Religionen, das Christenthum, der Mohammedanismus und das Judenthum zum Gebete mahnen, liegt ihre bezügliche Religionsgeschichte. Stolz und majestätisch, wie eine Siegesfanfare, läutet das weltbezwingende Christenthum seine Gläubigen zusammen; wie der kategorische Imperativ des Propheten ruft der Muezzin vom Minarett, und der verfolgte Jude klopfte heimlich an jede einzelne Thür.

Wie der Schatten vor einer Katastrophe schlich zweimal täglich Morgens und Abends, der Schulklopfer an der Thür der

Häuser der Gasse entlang, an jede Thür dreimal pochend: klipp! klipp! klipp! wie ein Dreitact in der Musik, wie ein Anapästus in der Poetik.

Mandel Baf legte aber auch noch Gefühl in diese drei Schläge; man vernahm deutlich aus den dumpfen Tönen seines Hammerschlages die Stimmung, die ihn gerade auf seinem Rundgang beherrschte, Herzleid oder Freude; es klang zuweilen wie elegische Klage, zuweilen wie ein Hosiana der Genugthuung und Befriedigung, je nachdem er in seinem Amte oder Hause einen schmerzlichen oder erfreulichen Moment hatte. Wir setzen die negative Temperatur seines Gemüthes voran, weil diese häufiger als die positive war, denn der Schulklopfer war materiell der ärmste der Gemeinde und jeder Einzelne durfte ihn in seiner Amtswürde verletzen. Mandel Baf war aber noch mehr als jeder andere Schulklopfer empfindlich — für Hunger und für Kränkung.

Warum? Mandel Baf war nicht als Schulklopfer geboren. Wie schon sein Name andeutet, gehörte er ehemals zur Kunstgilde des Ghettos. Jede ordentliche Gemeinde hatte ihr Quartett, bestehend aus dem Chasan, dem Baf, dem Tenor und Fistel. Außer an Sabbath- und Feiertagen hatten diese keine Funktionen und lebte in dulce júbilo, wurden zu jedem Familienfeste geladen, und wenn sie im Gesange Tüchtiges leisteten, feierte man sie auch sonst noch. Und Mandel war einer der berühmtesten Bassisten im Lande. Seine Acquisition für Galantha war ein Ereigniß in der Gemeinde. So oft er aus Künstlerlaune wieder weggehen wollte, suchte man ihn zu versöhnen, der Vorsteher hätte ihm sein einziges Kind geopfert. Endlich wurde er dauernd an die Gemeinde gefesselt. Mandel verliebte sich in ein schönes, armes heimisches Mädchen und heirathete es. Nun sah er einen Chasan nach dem andern gehen, jeder neue mußte ihn als Inventarstück übernehmen und sich ihm accommodiren, ja sich von ihm beherrschen lassen.

Mit der Zeit hatte sich aber Mandel ausgezungen, seine Stimme begann wie der Ton eines gesprungenen irdenen Topfes zu klingen, und damit ging auch ein Riß durch das Weltall seiner Träume von ewiger Dauer seiner schönen Tage von Aranjuez. Man lachte, so oft er ein Solo sang trotz der rührendsten Anstrengungen, die er dabei machte, dann fing das Publikum an, zu murren, daß er überhaupt noch verwendet wurde, und endlich sah sich der Vorstand bemüßigt, ihn zu verabschieden.

Auf Pension war damals das Budget der Gemeinde nicht eingerichtet. Was also anfangen mit Mandel Baf? Er wurde vorderhand auf Halbsold in Disponibilität gesetzt. Zum Glück wurde bald darauf der Posten eines Schulklopfers vacant, dessen bisheriger Inhaber mit Tode abgegangen, und Mandel wurde damit betraut. Anfangs sträubte sich sein Stolz gegen diese Demüthigung, aber er mußte sich dazu bequemen, sonst würde sich die Gemeinde jeder Verpflichtung gegen ihn losgeföhlt haben und er hatte nun Weib und Kind und keinen Heller aus seiner goldenen Zeit reservirt. Und so nahm er den Hammer zur Hand mit des Sängers Fluch auf den Lippen. Er fluchte seinem Schicksale, das ihn so tief sinken ließ, er fluchte dem Undank der Welt, er fluchte — nein, Weib und Kind, wenn seine Gedanken an sie kamen, erschienen ihm wie Engel der Veröhnung. Wochen und Monate lang machte Mandel zweimal täglich seine Tour, als ließe er Spießruthen durch die Gasse, in der er Jahre lang der Bewunderte, der Gefeierte war. Aus den drei Schlägen seines Hammers drang das Gefühl der Schmach. Aber man gewöhnte sich an Alles; selbst für die Schande wird man

nach und nach abgestumpft. Nach einem Jahre als Schulklopper war er für seine Person mit seiner Stellung ausgeföhnt; allein der Stachel, daß sein Weib jetzt das Weib eines Schulklopfers und sein Kind nur das Kind eines Schulklopfers sind, saß fest in seinem Herzen. Er wollte sie wenigstens materiell nichts entbehren lassen, woran sie aus seinen besseren Tagen gewöhnt waren, und er verrichtete außer seiner Dienstzeit die gemeinsten Arbeiten bei Privaten. Den Schulklopper kann ja nichts mehr entwürden. Nichtsdestoweniger war oft Noth und Glend in seinem Hause und an einem solchen Tage schwang er den Hammer, als wollte er jedes Thor zum Ambos machen, an dem er die Welt zerschlägt, die ihm so hart mitgespielt.

Heimliche Qualen der steten Selbstanklage, daß ihr Mann eigentlich nur um ihre Willen leide, untergruben die Gesundheit der jungen Frau, sie kränkelte und starb. Von der theuren Leiche hinweg mußte Mandel den Hammer in die Hand nehmen und seinen Dienst verrichten. Bei einem Todesfall in der Gemeinde wurden nur zwei Schläge gegeben. Heute sprach aus diesen zwei Schlägen der ganze Jammer der Welt. Wie ein Verzweifelter eilte er durch die noch stille Gasse. Die Wenigen, die ihm begegneten und ihn fragen wollten, wer denn in der Nacht gestorben sei, merkten es schon von Weitem aus seinem fahlen, von Schmerz umflorten Gesichte.

In den sieben Trauertagen Manoels sprach man im Galantha von nichts anderem, als von dem in der Synagogengeschichte einzig dastehenden Falle, daß ein Frauenzimmer den Schulklopperdienst verlas.

Warum sollte übrigens ein Frauenzimmer nicht Schulklopper sein dürfen, wenn ein Frauenzimmer einmal sogar schon Papst war? Diesem Schulkloppenden Frauenzimmer hätte auch nicht passieren können, was der Päpstin Johanna passierte inmitten ihrer heiligen Funktion. Dieses Schulkloppende Frauenzimmer war nur ein achtjähriges Mädchen, Mandels Tochter.

Auf dieses Kind concentrirte sich nun Mandels ganze Lebenslust und Lebensfreudigkeit, alle seine Liebe und Sorge. Es sollte einst die Schmach auslösen, ein Schulklopperkind zu sein.

Ella war schön wie ihre verstorbene Mutter und mußte sie nicht Stimme haben, wenn sie sein Kind war. Muß nicht Mandel Baß' Tochter prädestinirt zu einer Sängerin sein? Und sie soll es werden! sagte er sich. In den Schulgegenständen ragte Ella über alle ihre Klassen-genossinnen hervor, und das war ein gutes Omen für Mandels Hoffnungen. Sie bekam bessere Zeugnisse, als selbst die Töchter der Reichsten in der Gemeinde, und das war seine erste Revanche. Mit welchem Stolz und Hochgefühl klopfte Mandel jedesmal in die Schul, wenn ihm der Lehrer von den Fortschritten seines Töchterchens erzählt hatte. Er drückte seinen Dank mit aufrichtiger Unterthänigkeit aus, er machte sich zum Diener des Lehrers, puzte ihm die Stiefel, ging für ihn meilenweit in die Stadt, ein Buch zu kaufen, und verweigerte beharrlich jede Entlohnung.

Aber die wissenschaftliche Bildung Ella's sollte doch nur Nebensache sein. Mandels Hauptzweck mit dem Kinde war ja einzig und allein, es zur Sängerin zu machen. Die jüdischen Lehrer aber sind Gelehrte, Philosophen, Schriftsteller, sind Alles, nur keine Musiker und Sänger. Darin sind die christlichen Lehrer jedenfalls ihren jüdischen Kollegen voraus. Der christliche Lehrer auf dem Lande ist zugleich Organist in der Kirche und muß als solcher mit den Mufen Cuterpe und Polyhymnia vertraut sein. Von dem Lehrer an der katholischen Schule Galan

tha's, einem jungen Mann, der vor Kurzem erst seine Studien vollendet hatte, erzählten die Kirchengänger Wunder, wie gut er die Orgel spiele und welch' eine herrliche Tenorstimme er besitze. Mandel wagte es, ihn um eine Musik- und Gesangsstunde für seine Tochter zu bitten, er wollte ihm zahlen, wie viel er begehre. Und nachdem sich der Lehrer von den Fähigkeiten des Mädchens überzeugt hatte, übernahm er die Lektion, er verlor lange nichts, bis er nicht einige Resultate erzielt haben werde.

Die Tochter des Schulklopfers ging nun täglich in die Privatwohnung des Lehrers mit ihrer Notenmappe unter dem Arm, wie ein städtisches Mädchen, eine Erscheinung, die nicht wenig Aufsehen in der Gemeinde machte. Ihre Fortschritte waren so bedeutend, daß nach einem Jahre der Lehrer ein Concert für die Honoratioren des Ortes veranstaltete, wobei Ella der Löwenantheil des Programmes zufiel. Der Saal des Wirthshauses „Zum grünen Baum“ war gefüllt. Mandel stand draußen unter dem noch zahlreicheren Gratis-Publikum. Die Fenster des Saales waren geöffnet, man hörte draußen so gut, wie drinnen. Das Zudenmädchen sang und spielte mehrere Piecen und nach jeder erscholl eine Beifallssturm, die draußen einen Widerhall fand. Mandel weinte vor Uebermaß der Freuden. Er sah die Verwirklichung seiner Träume, er gedachte mit Wehmuth seiner verstorbenen Frau. Wenn die das erlebt hätte!

Von diesem Abende an sprach er von seiner Tochter nur: „Meine Künstlerin.“ „Seine Künstlerin“ war jetzt dreizehn Jahre alt, aber entwickelt, daß sie mindestens um zwei Jahre älter schien.

Mit aller Anstrengung und unsäglichem Entbehren für seine Person schaffte er sich ein Clavier an, ein altes Stück Möbel, das er auf einer Auktion bei einer Herrschaft erstand, und fast den ganzen Raum seines armseligen Wohnzimmers einnahm. Der christliche Lehrer sollte nun zu ihm in's Haus kommen, um den Leuten das Maul zu stopfen. Da wurde nun jeden Abend dem Lehrer ein Tisch bereitet, wie ihn der Pfarrer an Sonntagen nicht hatte. Kein Huhn war Mandel zu theuer. „Das gehört für den Meister meiner Künstlerin“, sagte er fröhlich lächelnd, wenn ihm ein Weib grolend vorhielt, daß er den Preis verberbe.

Ella spielte und sang den ganzen Tag, während ihr Vater die Wirthschaft besorgte, kochte, scheuerte und dabei mitbrummte in Reminiscenz an sein früheres Metier.

Es waren dies glückliche Tage für Mandel Baß, obwohl er selbst nicht selten hungerte. Er sah im Geiste schon „seine Künstlerin“ auf einer Bühne, umrauscht von dem Jubel der Zuhörer, noch größer und gewaltiger, als den er einst in seiner Glorie als Mandel Baß bei einem Hochzeitsmahl eines reichen Mannes einlog, wenn er die Arie des Vespello im „Don Juan“, oder des Marcell im „Fugenhotten“, oder des Caspar im „Freischütz“ loslegte und damit ein Klatschen entfesselte, als hätte sich Staubdigi selbst in die Gasse verirrt.

Mandel sollte dem christlichen Lehrer eine Art göttliche Verehrung, er sah in ihm ein hehres Wesen, das bestimmt ist, seine Ehre wieder herzustellen. Und Ella konnte niemals den Augenblick seines Erscheinens erwarten, er kam ihr immer zu spät, obwohl er in der Regel noch vor der bestimmten Stunde eintraf.

So ging es wieder länger als ein Jahr fort.

Eines Morgens erwachte Mandel, er fand das Bett „seiner Künstlerin“ leer. „Sie mag vielleicht diesmal ausnahmsweise einer häuslichen Beschäftigung nachgegangen sein, das gute Kind, das soll sie nicht mehr thun, sie ist zu Höhe-

rem geboren.“ In bester Laune machte er seine Tour durch die Gasse. Nach dem Morgengottesdienste kam er nach Hause. „Seine Künstlerin“ war noch nicht sichtbar. Jetzt stiegen trübe Ahnungen in ihm auf. Er frug besorgt nach allen Seiten, ob man „seine Künstlerin“ nicht gesehen.

In derselben Stunde wurde aber auch noch eine andere Person im Orte gesucht. Es war Acht, es wurde Neun, der Lehrer erschien nicht in der katholischen Schule. Die Buben und Mädel machten im Schulhose einen heillosen Spektakel und rannten dann lärmend und johlend nach Hause. Man forschte nach dem Lehrer in seiner Wohnung, im Wirthshause, er war nirgends zu finden.

Die Klugen in der Gasse wie im Markte combinirten endlich aus dem Verschwinden dieser Beiden zugleich einen Zusammenhang zwischen beiden Fällen, und bei dem verdächtigen Verhältnisse zwischen Lehrer und Schülerin, über welches schon Manches gemunkelt wurde, war nicht schwer, den Schluß zu ziehen, daß Beide miteinander in der Nacht auf und davon sein mußten.

Der ganze Ort lachte schadenfroh über diese Entführungsgeschichte; aber Mandel brach davon das Herz.

Automatisch ging er noch einige Wochen seinem Berufe nach, sein Klopfen war ohne jeden Ausdruck.

An einem Morgen unterblieb in der Gasse das Schulklopfen. Die Leute verspäteten sich zum Gottesdienste, die Frommen schrien Zeter. Als man Mandel aufsuchte, wurde er in seiner Wohnung todt aufgefunden, auf dem Boden liegend, den Hammer krampfhaft in der Hand haltend — ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht, als er sich gerade anschickte, Schulklopfen zu gehen. Damit war Mandel Baß' „Künstler's Erbenwollen“ vollendet.

Noch an demselben Tage wurde eine Ausschussung der Gemeinde abgehalten und auf Antrag einiger Reformer beschlossen, das Schulklopfen für immer aufzuheben.

Der Hammer aber wurde Mandel mit in's Grab gegeben, von wo die Frommen noch seine Auferstehung hoffen.

Schule und Haus.

מורה רבך כמורה שמים

„Die Ehrfurcht vor deinem Lehrer
Gleiche der Ehrfurcht vor Gott.“
(Spr. d. Väter.)

Der nothwendigste Faktor einer guten Erziehung ist eine nicht anzuzweifelnde Einigkeit der Eltern mit den Lehrern ihrer Kinder, ein gemeinsames harmonisches Zusammenwirken aller Theile. Je mehr das Kind von der Idee durchdrungen ist, daß mindestens zwischen Mama und seinem Lehrer oder seiner Lehrerin ein gewisses Bekanntsein existirt, ein Besanntheit, das von Zeit zu Zeit zu einem freundlichen Gedankenaustausch führt, umso mehr wird es sich seinem Lehrer nähern, und hat dieser das Zeug, diese Annäherung zu bemerken und im Interesse des Schülers richtig auszubeten, dann entsteht zwischen Beiden ein seelisches Verhältniß, das als die Basis einer richtigen Erziehung, soweit hierzulande dem Lehrer Erziehungsrechte eingeräumt werden, angesehen werden kann. Dieses Verhältniß zwischen Eltern und Lehrer sollte nie das Maß eines freundlichen Bekanntseins überschreiten, denn es ist eine Thatsache, daß ein Lehrer, der häufig mit den Eltern, mit der Familie seiner Schüler häufig verkehrt, viel von seiner Autorität seinen Zöglingen gegenüber einbüßt und allmählig jenen Personen angereicht wird, die man ganz gerne sieht, ohne ihnen besondere Achtungsgefühle entgegenzubringen; selbstverständlich giebt es hierin

Ausnahmen, die als Norm aber nicht aufgestellt werden können, weil es eben nur Ausnahmen sind.

Wie sehr die oft nicht schmeichelhaften Auslassungen der Eltern über Lehrer und Schulen das Erziehungswert schädigen, ist ganz unberechenbar, und es ist oft kaum glaublich, daß Frauen, die sich in guter Gesellschaft bewegen und auf das Prädikat Bildung Ansprüche zu machen sich berechtigt fühlen, so kurzschichtig sein können, das Thörichte solcher Handlungsweise nicht einzusehen.

Noch trauriger gestaltet sich das Verhältniß der Gouvernanten; ma Bonne ist gar oft eine hochgebildete Dame aus guter Familie, aber sie ist arm, wird bezahlt und muß sich die Tyrannei des allmächtigen Dollars gefallen lassen. Weiße Sklavenarbeit, wie Haddländer sie so richtig beschreibt. Aber da lautet es an der Basementthüre; natürlich, der Stundenlehrer ist es, wie man ihn kurzweg nennt, der den Kindern vom Hause Sprachen und andere Dinge lehrt.

Armer Sprach- und Stundenlehrer! Nachdem man dir dein wohlverdientes Lehrhonorar möglichst beschneidet, behandelt man dich mit souveräner Verachtung; von der Frau des Hauses gemieden, vom Vater deiner Schüler kaum dem Namen nach gekannt. Wahrlich, solch ein Stundenlehrer muß ein tüchtiger Mensch sein, wenn er trotz alledem es fertig bringt, seinen Schülern den Achtung gebietenden Lehrer entgegenzustellen, wenn er trotz alledem, schon aus Liebe zur Sache, bemüht ist, ehrlich und redlich seine Pflicht zu thun. Freilich giebt es auch hierin Ausnahmen. — Ausnahmen auf beiden Seiten. Aber wann wird die Zeit kommen, wo dieses düstere Nachtsück von der Bildfläche gänzlich verschwindet? Diese Zeit dürfen wir Alle mit Jubel begrüßen, denn schon die nächste Generation wird dann zweifelsohne eine bessere, eine geistig veredelte sein.

Las Vegas, N. M.

Frieda Schelliger.

Die Eröffnung der Indianer-Reservation.

Die Montana-Reservationsbill hat nun gesetzliche Sanctionirung erhalten, um vier Millionen Acker des besten Farmerlandes in dem wohlbekannten und vielbegehrten Milk River-Thal, sowie gleicherweise größere Strecken des üppigsten Graslandes auf dem angrenzenden Hochlande besiedeln zu dürfen. Dieser Theil von Montana besitzt außer seinem landwirtschaftlichen Reichthum auch einen Ueberfluß an Kohlen und Mineralien. Die große Anziehungskraft, welche durch die geschilderten Vorzüge hervorgerufen wurde, dokumentirt sich durch die große Anzahl Derjenigen, welche sich bereits in dieser Gegend niedergelassen haben.

C. G. Warren, General-Passagier-Agent in St. Paul, Minnesota, stellt eine genaue vortreffliche Karte dieser Gegend nebst Pamphlet, welche gewünschte Information enthaltend, gratis zur Verfügung. — Niedrige Fahrpreise nach Great Falls werden Denjenigen gewährt, welche die Gegend besuchen wollen.

Calcutta. — Zwei elegante Mar-mortafeln wurden zum Andenken an den verstorbenen Herrn E. D. J. Ezra in der „Magendavid-Synagoge“ errichtet. Herr Ezra, welcher im Februar 1886 verstarb, war ebenso berühmt durch seine Frömmigkeit wie durch seine Menschenliebe, Schulen und Synagogen verdanken ihre Existenz seiner Großmuth. Das Ezra-Hospital, zu seinem Andenken von seiner Wittve errichtet und im vorigen Jahre durch die Gräfin de Dufferin eröffnet, ist eine der großartigsten Institutionen dieser Art in Calcutta.

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, Redakteur

Cincinnati, 25. Mai 1888.

Die Deborah erscheint wöchentlich, als allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	\$3 00
„nach Europa“	2 50
„American Israelite“	4 00
Sabbath Visitor	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	2 00
Israelite und Visitor	5 00
Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.	

Anzeigen-Gebühren:

Dantes- und Beileids-Beschlüsse	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesanzeigen, jede	1 00
Platen für sonstige Anzeigen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.	

Für einen verarmten Cultusbeamten!

Ein Mann und Familienvater, der seit geradzehn Jahren ein halbes Jahrhundert als treuer und fähiger Cultusbeamter in verschiedenen, jetzt zu den größten zählenden Gemeinden fungirt hat, befindet sich in einer bedrängten und hilfsbedürftigen Lage, mittellos und zu alt für den Dienst. Wohlthätige Herzen sind nachdrücklich gebeten, uns milde Gaben für den Armen zu kommen zu lassen. Alle uns anvertrauten Gaben werden demselben direkt übermacht und darüber in den Spalten dieses Blattes quittirt.

אל רעווע און הרון

Ein antisemitischer Lehrer Jenner, der als Redner in einem politischen Meeting in Marbach bei Marburg (Deutschland) die Juden und vorzüglich den Talmud beschimpfte, wurde vom Staatsanwalt beim Landgericht angeklagt. Nachdem der Prozeß eine Zeit lang verschleppt worden, kam es endlich im April zur Schlussverhandlung, die damit endete, daß der Lehrer Jenner wegen Beschimpfung der jüdischen Religion zu vierzehn Tagen Gefängniß und sämtlichen Kosten verurtheilt wurde. Das Merkwürdigste bei diesem Prozesse sind die Gutachten über den Talmud von Prof. Dr. de Lagarde aus Göttingen gegen den Talmud, des Rabbiners Dr. Munk, und des bekannten Marburger Professors der Philosophie, Dr. Cohen, für denselben. Man sieht daraus, wie der Standpunkt die objektive Anschauung ändert. Lagarde sieht im Talmud Bornirtheit und Unsittlichkeit, Cohen und Munk sehen darin nur Weisheit und gesunde Moral. Beide Parteien werden wohl wenigstens von ihren verschiedenen Standpunkten aus recht haben.

„Der jüdische Kantor,“ der in Bromberg erscheint, bringt seit einigen Wochen einen eingesandten Artikel unter der Aufschrift: „Schutz- und Trugbündniß der Schochtim.“ Das klingt so martialisch-bombastisch, daß man unwillkürlich an Fallstaffs berühmten Feldzug erinnert wird. Uebrigens ist der Aufsatz mit der seltsamen Ueberschrift doppelt charakteristisch, wie die Herren Schochtim ihre Dienstleistungen und ihren Beruf überschätzen, als wäre der Bestand des Judenthums von der Schächtereibedingt, und wie Leute, die nicht schreiben können und doch schreiben wollen, immer am unrechten Orte zum Bombast ihre Zuflucht nehmen. Wie lächerlich dieses Schutz- und Trugbündniß einem gebildeten Publikum erscheinen muß, davon hat der Schreiber S. D. wahrscheinlich keine Ahnung, das aber sollte ihm klar sein, daß ein von der Schächtereibedingtes und abhängiges Judenthum ein erbärmlicher Wechselbalg des alterthümlichen Glaubens wäre, von der Sinailehre, der prophetischen und rabbinischen Auslegung und Fortbildung so weit entfernt, wie die Steinkohle von der Sonne. Ein gelungenes Seitenstück zu diesem Schutz- und Trugbündniß erzählt das Blatt folgendermaßen:

Ben Akiba sagt zwar, daß schon alles dagesessen ist, aber es dürfte dieser Ausspruch auf nachstehenden Fall doch wohl nicht zutreffen. Beim vergangenen Pessach ereignete es sich in einer Gemeinde, (der Name thut nichts zu Sache) die sonst das Bild höchster Eintracht ist, daß keiner der Kohanim zum „Duch‘nen“ hinaufgehen wollte. Allgemeine Aufregung! Lebhaftes Durcheinanderfragen! Was wars? die Kohanim hatten gestreift, weil sie von der Gemeinde zu hoch besteuert worden seien! Der Vorstand ist außer sich, fordert diesen, fordert jenen der Kohanim auf, doch Niemand will zu der hohen Steuer auch noch obendrein duch‘nen. Was thun? Da wird dem Schames einfach befohlen, hinauf zu gehen; er sträubt sich, wendet ein, daß er kein Kohan sei. — hilft nichts, der Schames muß duch‘nen. Der Vorstand will die Kohanim über diese Versäumnis ihrer religiösen Pflicht scharf nehmen, aber wie? Der arme Schames aber kann aus der Verwunderrung nicht herauskommen, kein Kohan zu sein, und doch das „Duch‘nen“ geübt zu haben.

Die Cincinnatier Gemeinde und viele Tausende außerhalb dieses Kreises, zu denen der Ruf des berühmten Augenarztes Dr. Joseph Aub gedrungen ist, beklagen den Verlust dieses herrlichen Mannes, den am 15. Mai nach längerem Krankenlager im 44. Lebensjahre der Tod hinweggriffte. Joseph Aub, geboren in Cincinnati im Jahre 1844, zweiter Sohn wohlbekannter philanthropischer Eltern, der seligen Abraham und Fannie Aub, Glied der in Deutschland berühmten Rabbinerfamilie, zeichnete sich in seiner frühesten Jugend schon durch hervorragende Anlagen des Geistes aus. In seinem sechzehnten Jahre hatte er bereits die beiden Kurse des Talmud Jeldim-Instituts und der städtischen Hochschule absolviert. Zu jung für das medizinische Studium, trieb er zwei Jahre Chemie unter praktischen Meistern und nahm dann im Cincinnatier medizinischen

Collegium die regelmäßigen Studien auf. Zum Doktor promovirt in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre, ging er im Jahre 1865 nach Europa. Nach längerem Studium in Deutschland nahm er die Augenheilkunde als Spezialfach auf und kam im Jahre 1868 nach New York als Assistent zu Dr. Knapp und etablierte sich im Jahre 1869 in Cincinnati, wo er rasch als praktischer Arzt und als Professor an der Klinik einen ungewöhnlich großen Ruf sich erwarb, der von Jahr zu Jahr sich steigerte, so daß Augenranke vom fernen Westen wie vom Süden des berühmten Meisters Hilfe nachsuchten und man ihm in wissenschaftlichen Kreisen die höchste Anerkennung zollte. Dr. Aub heirathete bald nach seiner Rückkehr ein Fräulein Thorner, mit der er bis zu seinem Lebensende in glücklicher Ehe lebte. Sie gebar ihm ein Töchterchen, die einzige Erbin des väterlichen Ruhmes. Den Traditionen seiner Familie getreu, war Dr. Aub gewissenhafter Israelit, Mitglied der Bene Jeshurun-Gemeinde, der verschiedenen jüdischen und des Freimaurer-Ordens, sowie aller Wohlthätigkeits-Gesellschaften; Director des Waisenhauses, ein Freund der Armen, ein streng sittlich-religiöser Charakter, hervorragend in der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Praxis, ein ausgezeichnete, liebevoller und biederer Mensch, um den Alle trauern, die ihn gekannt haben. Am 16. Mai um 9 Uhr Morgens war der Bene Jeshurun-Tempel von ca. 2000 Menschen vollgedrängt, darunter die hervorragendsten Aerzte, Professoren und die Elite der Umgegend, die Vertreter der Gemeinde, der verschiedenen Orden und der Gesellschaft der Aerzte. Ein Wald von Blumen bedeckte den Sarg und die Kanzelstufen. Der Eindruck der Todtenfeier war gewaltig. Hunderte weinten mit den trauernden Anverwandten, als der alte Lehrer und langjährige Freund des Aub’schen Hauses mit von Trauer und Leid gepreßter Brust, an 3 Mos. 10, 3—6 anlehnd, das Leben des Verstorbenen und den Schmerz der Trauernden schilderte. Ein langer Zug von Menschen und Wagen folgte dem Sarge zur letzten Ruhestätte. In der Kapelle auf dem Friedhofe sprach Herr Dr. Wolfenstein im Namen des Waisenhauses treffliche Worte des Beileids und des Trostes. Nach vollendeten rituellen Gebeten kam das Zeremonial der Maurer, der Bene Berith und Anderer, dann wurde ins Grab gesenkt der verbliebene Joseph Aub, einer unserer herrlichsten Männer, der weithin beliebte und berühmte Dr. Joseph Aub. Möge der Himmel trösten die Trauernden und gnadenreich empfangen zur ewigen Seligkeit die Seele des heimkehrenden wackern und treuen Sohnes in Israel.

Ein sehr „uninteressantes Stück“ nennt in der Krefelder „Niederhein. Volkszeitung“ ein Kritikus Lessings ebenso poesiereiches, weisheitsvolles als dramatisches Gedicht „Nathan der Weise.“ Dafür ist dem betreffenden Herrn Lessing selbst kein Dichter, sondern ein „Advokat,“ nämlich „der Advokat der reinen Vernunft.“ Was der Biedermann damit

sagen will, mögen die Leser dem Zusammenhang der großen Worte entnehmen, mit denen der Krefelder Dramaturg über Lessing den Stab bricht. „Für Sonntag Abend war eine Festvorstellung bei festlich erleuchtetem Hause zur Einweihung des vom Rheinisch-Westfälischen Kunstverein geschenkten Theatervorhanges und die Mitwirkung eines Gastes: Dr. med. Karl Michel aus Köln in Aussicht gestellt. Da aber „Nathan der Weise“ gegeben wurde, so war der Besuch außerordentlich schwach; der ganze erste Rang wies kaum 50 Besucher auf. Das philosophisch didaktische Kunstwerk des Advokaten der reinen Vernunft fiidet ja nur seiner Tendenz wegen Freunde; der eifrigste Befürworter dieser Tendenz wird jedoch dem im übrigen sehr uninteressanten Stücke in einer Saison nicht zwei Abende opfern.“ Wenn diese Worte wirklich die Ansicht der überwiegenden Bevölkerung Krefelds zum Ausdruck bringen, so hat sie in dem Advokaten des reinen Unsinns, der da gesprochen, in der That den Theaterkritiker, den sie verdient.

Wie streng in der russischen Armee auf die Erfüllung der religiösen Pflichten der Armee-Angehörigen aller Glaubensbekenntnisse gehalten wird, beweist nachstehender, kürzlich veröffentlichter Tagesbefehl des Petersburger Oberkommandos: „Während der beginnenden großen Fasten haben sämmtliche Offiziere und Mannschaften aller christlichen Glaubensbekenntnisse unbedingt zur Beichte und zum Abendmahl zu gehen, wobei die Stabs- und Oberoffiziere verpflichtet sind, solches mit ihren Compagnien, Eskadronen oder Batterien zu thun. Die selbstständigen Truppenbefehlshaber haben ein ganz besonderes Augenmerk auf diejenigen ihrer Untergebenen zu lenken, welche ohne besonders wichtige Veranlassung die Beichte unterlassen. Es ist unbedingt nothwendig, unter den Mannschaften die heiligen Gebräuche der Religion und die entsprechenden Anforderungen der Kirchengesetze aufrecht zu erhalten und mit allen Mitteln in ihnen die Ueberzeugung zu wecken, daß nur Derjenige ein treuer Diener des Herrschers und des Vaterlandes sein kann, der den heiligen Glauben achtet und die kirchlichen Festsetzungen befolgt.“ — Ähnlich werden in der russischen Armee auch die Mohammedaner und Juden zur Befolgung ihrer religiösen Gebräuche angehalten, zu welchem Zwecke das Oberkommando mit dem Moallah und dem Oberrabbiner in Petersburg in Verbindung steht. (Jüd. Volksbl.)

Im Londoner „Spectator“ erschien kürzlich folgende Anekdote. Der selige Baron James von Rothschild war ein großer Kunstfreund und zählte die bedeutendsten französischen Maler seiner Zeit zu seinen Freunden. Zu den letzteren gehörte auch Eugene Delacroix, und dieser hatte eines Tages ein Sujet für ein zu malendes Bild gewählt, zu dessen Ausführung er ein passendes Modell nöthig hatte. Das Bild sollte nämlich einen Bettelmann repräsentiren, der an einer Kirchenthüre sitzt und die Vorübergehenden um ein Almosen anfleht. Gerade um

dieselbe Zeit besuchte der Baron den Maler und wurde von letzterem scherzweise gefragt, ob er vielleicht ihm als Modell sitzen wollte. Dieses Anerbieten wurde des Spasses wegen sofort acceptirt und bald darauf saß der Millionär in Röcksgewand, während der Künstler Vorbereitungen machte, sein Modell abzubilden. Wie nun der Baron so da saß, trat ein Gehilfe des Malers ins Atelier und gratulirte seinem Herrn zu dem trefflichen Modell, das er endlich bekommen. Und beim Fortgehen steckte er dem vermeinten Bettler aus Mitleid einen Frank in die Hand und verschwand. Rothschild nahm die dargereichte Münze an, schickte aber am folgenden Tage dem Geber eine Zehntausend-Franks-Banknote mit dem Bemerkung zu, daß das gestern empfangene Almosen inzwischen solch hohe Zinsen getragen habe.

Gallerie israelitischer Frauengestalten.

Von H. Zindorf.

15. Königin Salome Alexandra.

(Fortsetzung.)

Die Mythe hat diesen Ausgang mit allerlei Zeitenwahn und Aberglauben in Verbindung gebracht; und Josephus geht sogar so weit, die Königin der Mithrathes an dieser blutigen That zu beschuldigen. Sie hätte durch eine verrätherische Botschaft den unglücklichen Antigonos geradezu in sein Verderben hineingetrieben. (Ib. 2.) Eine so furchtbare Anklage verdient vor dem Forum der Geschichte nur dann einige Beachtung, wenn triftige innere Gründe sie unterstützen; die Abwesenheit solcher Gründe sollte hier wie in ähnlichen Fällen zur völligen Entlastung des Bezüchtigten führen. Eine Persönlichkeit, die in ihrem gesammten übrigen Lebensgange so rein und unbescholten vor uns steht, kann nicht so obenhin als Mithelster eines Mordmordes bezeichnet werden; ein solches Verfahren kennzeichnet sich selbst als das Uebermaß frivoler Leichtgläubigkeit. Durch den Tod ihres Schwagers erwuchs der Königin kein sittlicher Gewinn; und an einen unmotivirten Haß zu denken, ist unter diesen Verhältnissen völlig ungerechtfertigt. Von den beiden dem Throne am nächsten stehenden Brüdern: Antigonos und Alexander war Ersterer ohnehin die bei weitem glänzendere Erscheinung. Außerdem hat Josephus, welcher es allein auf sich genommen, die wackere Frau mit diesem Mord zu begehren, zugleich das Seinige gethan, die schwere Beschuldigung zu entkräften; denn seine offenbare Voreingenommenheit gegen die Königin, wovon wir noch zu reden haben, ist geeignet, das möglichst größte Mißtrauen gegen seine Behauptung zu erwecken. Thatsache ist jedenfalls, daß unser klassischer Historiker bereits dem Zeitpunkt, den er schildert, so fern gerückt war, daß er seine Erzählung nur auf unsichere, von der wildesten Parteilichkeit gefärbte Ueberlieferungen aufbauen konnte. Faktionen des Staatslebens aber, wenn ihnen der Geschichtsgrieff in die Hände fällt, sind nur allzu sehr geneigt, ihren Gegnern aus jedem Erfolge ein Verbrechen zu machen; und die gekrönte Wittve, welche mit dem leidenschaftlichen Jannäus den etwas hastigen Bund schloß, verwandelte sich in den Augen der Nachwelt durch eben dieselbe Handlung sofort in die verderbliche Todfeindin des hingemordeten Antigonos. Leicht möglich, daß die Lasterzungen sich sogar nicht entblödeten, von einer schon vorher bestandenen

sträflichen Neigung zwischen Salome und Alexander sich gewisse Vermuthungen zuzuraunen.

Juda Aristobul überlebte den gemordeten Aristobul nur um einige Stunden; er starb unter Körper- und Gewissensqualen, denen er in heftiger Selbstanklage Ausdruck gab. Salome Alexandra aber war nicht dazu angethan, sich unthätiger Trauer hinzugeben. Ohnehin galt es, ein großes Unrecht zu sühnen; kaum hatte ihr Gemahl die Augen geschlossen, so öffnete sie den Kerker für die drei gefangenen Prinzen. Wir befinden uns im Jahre 106 v. Ch., und die königliche Wittve war zu dieser Frist der männlichste und entschlossenste Charakter im Hasmonäischen Hause; die Fortdauer des kühnen, selbstbewußten Geschlechtes lag allein in ihrer energischen Hand. Dem ältesten der befreiten Brüder, Alexander, bot sie mit ihrer Hand zugleich die Krone an; der Zweite, Absalom, wurde in die Welt entlassen, aber in untergeordneten Verhältnissen zurückgehalten, so daß er nur ganz vorübergehend später als Schwiegersohn Aristobuls II. wieder auftaucht; den Namen des Dritten hat die Geschichte völlig vergessen. Vielleicht ist es derselbe, den Josephus (13, 12, 2.) gleichfalls durch Bruderhand sterben läßt.

Der Ehebund der reifen siebenunddreißigjährigen Wittve mit dem erst dreißigjährigen Alexander, welchen Josephus Jannäus, der Talmud aber Jannai zu benennt, hat den Historikern viel zu schaffen gemacht, und dennoch gibt es wenig Begebenheiten, die auf mehr gesicherter historischer Grundlage beruhen. Als Hohepriester, so wird eingewendet, konnte Jannai unmöglich eine Wittve heirathen; sogar von der Leviratsheirath war er, nach Sanhedrin 2. 1., deshalb ausdrücklich dispensirt. Gräß hat daher den seltenen Einsall, Salome's erste Ehe in das Reich der Sage zu versetzen, so daß Alexander sie als eine noch Lebende „in sein Haus geführt habe.“

Gesch., B. 3, S. 128.

Allein er beladet dadurch seinen Bericht mit einer andern noch schwerer zu lösenden Unwahrscheinlichkeit. Entweder er läßt Salome als ein siebenunddreißigjähriges Mädchen in die Ehe mit einem dreißigjährigen Jüngling treten, ohne für diese ungleiche Verbindung auch nur den leisesten Grund anzugeben, oder er sieht sich genöthigt, die 73 Jahre des Lebens dieser Frau um fünfzehn oder zwanzig Jahre herabzumindern, wozu aber (ib. S. 155) kein Versuch gemacht wird, und was auch, angesichts des reichen Inhalts dieses Lebens, ganz und gar nicht angeht.

Es sind hier nur zwei Fälle denkbar. Die Heirath hat möglicherweise stattgefunden, bevor Jannai zum Hohepriester erklärt wurde. Der Fall ist auch mit großer Bestimmtheit halachisch vorgeesehen.

„Wenn er—sagt die Mischna—mit der Wittve bereits verlobt war, und dann später zum Hohepriester ernannt wird, dann darf er sie ehelichen. Bei Josua ben Gamala ist dies thatsächlich vorgekommen: er heirathete die Wittve Martha, Tochter des Boethus, und später ernannte ihn der König zum Hohepriester.“

Jebamot 6, 4.

Aber viel näher noch liegt die Möglichkeit, daß jene frühe Zeit sich überhaupt mit so subtilen Gesetzesdefinitionen nicht befassen habe. Jannai heirathete kurz und gut seine königliche Schwägerin und trat mit ihr alle Thronrechte an, nach denen sein ehrgeiziger Sinn begehrt, und keine maßgebende Einsprache erhob sich gegen den Entschluß dieser zwei einflussreichen Persönlichkeiten. Für diese Annahme spricht auch noch ein wichtiger Umstand. Ueber die hohepriesterliche Thätigkeit

Jannais beobachtet die Geschichte ein sonderbares Schweigen; und der Talmud (Sota 48a) nimmt nur auf Umwegen von dieser seiner Amtsbezugnahme Notiz. Möglich auch, daß in diesem Falle eine Stellvertretung angeordnet war. (Fortsetzung folgt.)

„Ethical Culture's“ Extravaganz.

Von Aleph.

In No. 44 des „American Israelite“ berichtet eine Correspondenz aus New York über einen Sonntagsvortrag Felix Adler's über einen in die Millionen gehenden projectirten Episcopal-Cathedral-Bau daselbst, gegen welchen der genannte Redner Verwahrung einlegt. Man solle die Millionen besser verwenden: Geräumige Häuser für Arme, freie Winter-Badevorrichtungen für dieselben herrichten, verwilderte Gassenjungen dem Verbrechen entziehen u. s. w.

Von Felix Adler's Standpunkt aus sind freilich Gotteshäuser, welchem Bekenntnisse auch dienend, das Ueberflüssigste auf der Welt, gleichviel ob dem einzigen Gott, dem dreieinigem oder dem olympischen geweiht. Der Einwand gegen das Cathedral, wenn er ein gegründeteter ist, verurtheilt alle Bauten für gottesdienstliche Zwecke. Als gebildeter, toleranter Mann würde F. A. nichts dagegen haben, wenn die Gläubigen unter freiem Himmel, seinetwegen auch in einem schmucklosen Backsteinhaus ihrem Wahne Genüge thun; doch einen so theuern Monumentalbau zu errichten, — o, ihr bösen Reichen, gebt das Geld den Armen!

Wir geben zu, daß Luxus in gottesdienstlichen Dingen am wenigsten am Orte ist, da sollte Einfachheit als muster-gültig vorleuchten, aber nicht aus dem Grunde, daß damit die aufgewendeten Mittel der besseren Verwendung für die Armen entzogen werden.

Nehmen wir an, die fragliche Kirchengemeinde habe ihre zwei Millionen zur freien Verwendung in der Hand. Zu ihrer Rechten stünden die Armen und halten die Hand auf. „Wenn ihr zwei Millionen zu entbehren habt, so schickt sie uns von ethik und rechtswegen. Zur Linken aber stehen die fleißigen, rüstigen, gelehrten Arbeiter, Künstler und Handwerker, größtentheils von Hand zu Mund lebend und jehem sehnüchlich nach den zwei Millionen, die ihnen auf Jahre hinaus Beschäftigung geben könnten. Sie wünschen, sich das im Schweiße ihres Angesichts in ehrenvoller, beglückendster Weise selbst zu verdienen, was A. ihnen schenken möchte, wenn sie, beschäftigungslos, gleichfalls der Armuth verfielen.“

O, ihr Reichen, bauet! bauet! bauet! Höret auf die zu eurer Linken!

In Maine's Steinbrüchen, in Wisconsin's Wäldern, in Michigan's, Pennsylvania's Erzgruben u. s. w., tausend Meilen weit weg vom Bauplatz wird's lebendig von Arbeitern. Steinmetzen, Zimmerleute, Schreiner, Backsteinleger, Tüncher, Plumber, Anstreicher, Handarbeiter aller Art wimmeln auf dem Bauplatz in eifriger Thätigkeit. Und wie begonnen mit der Wissenschaft des Ingenieurs und Architekten mit Sälen, voll von Zeichnern, so der Schluß mit der Kunst des Malers und Bildhauers, auch die Wäsch- und Putzfrauen nicht zu vergessen.

Mit ihrem Tag- oder Wochenlohn in der Tasche sieht man sie allabendlich zu frieden heimziehen, küssen sie ihre auf sie harrenden Gattinnen, heizen die ihnen entgegengedehnten, an ihnen hinaufspringenden Kinder, machen Toilette, sattigen sich, bezahlen des Milchmanns, Metzgers, Bäckers, Grocers, Schuhmachers, Schneiders Rechnung, und Mancher baut sich ein eigenes Heim von dem am Kirchenbau verdienten Lohn. So circuliren die zwei Millionen des Kirchenbaues direkt

und indirekt durch Hunderte von Händen und bringen wie ein befruchtendes Bewässerungssystem Gedeihen weit und breit. Und am Ende—der wohlhabende, kleine Mann des Bürgerstandes vergißt auch den Armen nicht.

Nein, sagt F. A., gebt den Armen! Das ist ganz die Lehre Jesu. Der Reichtum des Reichen gehört den Armen. Und wenn der Reiche von seinem Gute etwas für sich behält, um sich eine Extragüte zu thun, dann adieu Himmelreich! Denn was F. A. gegen den Kirchenbau einzutenden hat, das verurtheilt jede Ausgabe, die über die Anschaffung des Nothwendigsten hinausgeht, als einen Raub an dem Armen. F. A. führt als Gewährsmann einen französischen Autor an: „The palaces of the rich are built of the tears and sufferings of our poor, and our churches are built upon asery!“ Somit wäre jeder Bau, der über ein bürgerlich bescheidenes Obdach hinausgeht, ein Raub an den Armen. Alle Denkmäler, die unsere Straßen und Parks zieren, die von kostbaren Gemälden und Kunstwerken gefüllten Museen wären von dem den Armen gehörenden Gelde errichtet. Im Bereiche unserer Stadt allein stünden Tausende solcher Wohn- und Geschäftspaläste, von welchen die Armen berechtigt wären, zu klagen: Seht, die sind von unserm Gelde gebaut! Wir haben nicht einmal ein Kartoffelfeld! Kein Wunder, der Reichen Häuser und Gärten nehmen unsere Acker ein! Die Wände unserer Hütten sind kahl, weil die Reichen die Wände ihrer Paläste mit Gemälden, die Tausende kosten, schmücken. Und dürft jemand zu F. A. selbst sprechen: So lange der arme Mann keine silberne Uhr besitzt, haben Sie kein Recht, eine goldene in der Tasche zu tragen!

Welche Verirrung eines edelmüthigen Herzens im Drange der Weltverbesserung! Lasse man den Episcopal-Cathedral-Bau, oder ebenso gut den Fifth Avenue Emanuel-Tempel immerhin als Luxusbau gelten. Lebt denn aber nicht die halbe Welt von der Herstellung, vom Kauf und Verkauf von Luxusgegenständen? Hat der Doktor selbst nichts von einem Luxus an sich und in seinem Hause? Lebt er selbst wie Diogenes? Möchte der Doktor lieber in Sparta als in Athen wohnen? Möchte er einem spartanischen Gesetze das Wort führen, daß Niemand beim Bau sein Haus eines feineren Werkzeugs als der Axt sich bediene?

Nur zugebaut, ihr Reichen! Je mehr desto besser, und je schöner und wohlgefälliger, um so verdienstlicher und für die arbeitende Menschheit um so wohlthätiger, und der Armuth umsomehr wehrend und vorbauend. Und ihr, Maler, Bildhauer, Musiker, Kunstarbeiter, Blumen- und Pflanzenzüchter, und ihr Alle, die ihr über das grobe Lebensbedürfnis hinausarbeitet, Dichter und Schriftsteller, Gelehrte und Forscher, die man im Nothfalle entbehren könnte, wir wünschen euch die Hände voll Beschäftigung, innerlich befriedigend und äußerlich pekuniär lohnend. Die Armen kommen nicht zu kurz dabei. Es giebt nichts Traurigeres zu sehen, als gesunde, starke Männer, trotzlos von Haus zu Haus wandernd und um Arbeit und Beschäftigung bittend, ohne welche zu finden. Die Welt ist ein Arbeitshaus und kein Almosenkasten.

Es ist ja höchst anerkennenswerth, was F. A. für die Armen wirkt in Wort und That, nur in seinem Argument hat er sich in seinem besagten Vortrage vergriffen. „Wenn die Könige bauen, haben die Räuber zu thun,“—so sagt ungefähr Schiller, aber er sagt nicht, daß die Armuth dabei zu kurz kommt.

F. A. hat auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit sich hoch verdient gemacht. Er schaue sich aber in New York um, was in dieser Stadt allein und nun gar im gan-

gen Lande aufgewendet wird, der leidenden Menschheit beizustehen, in welcher Gestalt sie sich auch zeigt, abzuheilen und vorzubeugen. Dann forsche er den Quellen nach, aus welchen die willige Hilfe am reichlichsten fließt und er wird finden, daß seine Leistung gegen das, was die Mitglieder der Synagogen und Kirchen geleistet haben und leisten doch nur tröpfelt und nicht strömt. Wenn F. A. den Armen wohl will, so sollte er dem Baue der Kirchen und Synagogen das Wort führen und nicht so weit er es vermag, in Mißkredit zu bringen suchen.

Wenn die zwei Millionen der Stadt New York eine architektonische Zierde mehr gegessen haben werden, und verkörpert für eine Versammlungsstätte Tausender, friedlich in gehobener Stimmung Einziehender, dann beruft sie einen hochgebildeten, begabten Redner, einen Künstler für ihre Orgel, eine Anzahl Sänger und Musiker, einen verlässlichen, ordentlichen, ehrbaren Mann als Ersten, die sie Alle anständig besoldet, so daß diese selbst wieder in den Familienkreisen, die sie um sich bilden, Frauen, Kindern usw. ein lebensfrohes Dasein gewähren. Allein das hat in den Augen F. Ablers keinen Werth, denn das geschieht Alles mit dem den Armen entzogenen Gelde. Auch bietet die Kirche Sonntags und an Festtagen den Besuchern musikalische Genüsse. Sie bekommen einen wohlbedachten, auf Hebung und Vereblung ihres Gemüthes und Denkfähigkeits gerichteten Vortrag zu hören. Nur ist alledem etwas „Gott“ beigemischt, — da ruft F. A.: Halt, die Armen!

Herr F. Abler! Sie beschenken jeden Sonntag Ihre Zuhörer mit goldenen Eiern und Ihre Veranstaltungen der Humanität sind gleichfalls golden. Allein die Gotteshäuser sind die Brutstätten Tausender und Tausender der Goldvögel, und man soll nach einem biblischen Verbot nicht die brütenden Vögel von den Eiern nehmen.

So unterscheiden sich Religion und „Ethical Culture.“ Religion erfasst den ganzen Menschen, wie er leidet und lebt, wie er denkt und empfindet, auch wie er träumt und irrt in seiner Phantasie; „Ethical Culture“ nimmt nur ein Stückchen Mensch in Arbeit. Religion ist ein Baum mit Wurzeln, Stamm, Zweigen, Blättern, Blüten und Früchten, „Ethical Culture“ ist ein Zweig dieses Baumes, in einem Glas Wasser frisch erhalten.

Religion geht ins Gotteshaus, aber auch zum Tanz, zur Musik, zu allen weltlichen Vergnügungen; „Ethical Culture“ aber kann kein Gotteshaus leiden. Religion ist für Reich und Arm, für den Reichen so gut wie für den Armen, „Ethical Culture“ ist Cultus der Armuth und für den Reichen, wenn er sich arm gegeben hat. Religion ist ein Feuer, das nicht erlischt, Tag und Nacht in Freuden und Leiden in den Herzen sich bemerklich macht, „Ethical Culture“ muß immer mit dem Blasbalg hinterher sein, daß der Himmelsfunke nicht erlösche. Ein Gotteshaus bleibt Gotteshaus, auch wenn der Priester darinnen kein Meister der Rede wäre, die New Yorker „Ethical Culture“ würde sich aber verlieren, wenn sie ihren F. A. verlöre und keinen Gleichen fände. (K)

Die Diätetik der Magenkrankheiten.

Von Dr. S. Pollizer, Brunnenarzt in Karlsbad, Böhmen.

(Fortsetzung.)

Was die einzelnen, beim akuten Magenkatarrh besonders hervortretenden Erscheinungen anbelangt, so ist hierüber Folgendes zu bemerken: Gegen das

manchmal sehr lästige Kopfweh vermögen kalte Umschläge gewöhnlich nicht viel; dagegen verschafft eine Tasse schwarzen, leichten Aufgusses, mit etwa 6 Tropfen Citronensaft versetzt und kalt getrunken, zumeist Linderung. Solches Kopfweh stellt sich meistens bei jenen Magenkatarrhen ein, welche durch Ueberladung des Magens erzeugt und mit Brechneigung verbunden sind. Deshalb lassen die Schmerzen auch immer nach, wenn der schädliche Stoff durch Erbrechen entleert worden ist.

Starker Durst tritt nur dann auf, wenn die Krankheit durch stark gesalzene Speisen hervorgerufen wurde. In solchen Fällen ist frisches Wasser das allein geeignete Mittel zum Durstlösch; säuerliche Getränke können selbst in stärkerer Verbünnung die ohnehin schon gereizte Magenschleimhaut noch mehr beschädigen. Rohlen säurehaltige Wasser oder Champagner in Eis kann ebenfalls empfohlen werden. Doch dürfen diese Flüssigkeiten nur in kleinen Mengen genommen werden.

Sollte bei einem akuten Magenkatarrh die Magengegend ungemein empfindlich sein, dann trage man eine mit warmem Wasser gefüllte Blechkapsel. In Ermangelung einer solchen Kapsel müssen die auf gewöhnliche Art gemachten feuchtwarmen Umschläge genügen.

Wenn die Erscheinungen einer Magenverfäuerung auftreten, so ist nach denjenigen diätetischen Regeln zu handeln, die bereits in einem früheren Abschnitte angegeben wurden.

Wird der akute Magenkatarrh vernachlässigt, oder wiederholt er sich öfter, dann entwickelt sich ein Uebel, welches zu den hartnäckigsten Krankheiten zählt, die den Menschen überhaupt befallen können, es entsteht der chronische Magenkatarrh.

Diese Krankheit besteht entweder für sich allein oder auch in Verbindung mit Krankheiten anderer Organe: Leber-, Herz- und Lungenleiden, bei Blutmuth, Bleichsucht u. s. w. Zumeist aber kommt sie vor bei Gewohnheitstrinken.

Ueber die diätetische Behandlung des chronischen Magenkatarrhs und dessen verschiedenartigen, oft höchst qualenden Erscheinungen, wurde schon ziemlich ausführlich in früheren Kapiteln gesprochen, hier ist nun noch Folgendes hinzuzufügen: In keiner andern Krankheit kann durch das viele Mediciniren so leicht und so viel Schaden angerichtet werden, als bei dem chronischen Magenkatarrh, weil die durch die Krankheit in gereiztem Zustand befindliche Schleimhaut des Magens durch die verschiedenen Medicamente sehr leicht noch mehr gereizt werden kann. Am nützlichsten erweist sich in der Regel der Gebrauch der Karlsbader Mineralwässer. Deshalb sind auch seit vielen Jahren unter allen Kranken, die in Karlsbad ihr Heil suchen, jene mit chronischem Magenkatarrh am zahlreichsten vertreten. In Karlsbad werden nicht nur fast alle für sich bestehenden chronischen Magenkatarrhe, sondern auch viele von den complicirten Formen geheilt. Jene chronischen Magenkatarrhe, welche mit einer Leberschwelung verbunden sind, passen ganz besonders für Karlsbad, umsomehr, wenn auch gleichzeitige Stuhlverstopfung vorhanden ist. Karlsbad leistet ferner vorzügliche Dienste bei den chronischen Magenkatarrhen mit Gallenstauung (Gelsucht durch Fortpflanzung des Katarrhs auf die Gallenwege). Daß die in Karlsbad streng eingehaltene Diät sehr viel zur Heilung beiträgt, wird wohl kein unparteiisch urtheilender Arzt leugnen wollen. — Es giebt eine gewisse Form von Magenkatarrh, die, wie jede andere Infektionskrankheit, epidemisch vorkommt, so daß zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten eine größere Anzahl von Erkrankungen gleichzeitig vorkommen. Die

Erscheinungen haben dann eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Typhus und werden auch in der That häufig mit demselben verwechselt. Die Behandlung dieser Krankheit muß eine zuwartende und rein diätetische sein. Brech- und Abführmittel müssen streng vermieden werden. Geringe Nahrung: Suppen, kleine Mengen Milch, erfrischendes, säuerliches Getränk, Limonade, kohlensaures Wasser, thun am besten. Gegen Erbrechen reicht man Eisstückchen oder durch Eis gekühltes Selterwasser. Viele dieser Kranken werden so hinfällig, daß sie längere Zeit hindurch das Bett hüten müssen, doch Gefahr für das Leben ist fast nie vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Ayer's Sarsaparilla bewährt sich concentrirte Heilkraft, daß sie bei weitem das beste, billigste und sicherste Blutreinigungsmittel ist.

Inland.

Philadelphien.

Schabuoß- und Confirmationsfest sind dem modernen Juden fast identische Begriffe! Wäre es nicht für das letztere, wir befürchten, das erstere würde in seiner Feier sehr beeinträchtigt sein. Wir wollen unsere Leser nicht mit einer langgewundenen Begründung dieser Befürchtung behelligen. Uns genügt die Thatfache der abgeschwächten Feier des ursprünglichen Festes zu konstatieren, welche durch die Confirmation in manchen Gemeinden fast ganz in den Hintergrund gedrängt wird, oder nur als unvermeidliche kurze Einleitung Verwendung findet. Unzweifelhaft liegt in der feierlichen Einführung der heranwachsenden Jugend in den Bund der Religionsgemeinde ein verzügendes und anregendes Moment, das hoffentlich nicht verfehlen wird, seinen heilsamen Einfluß auf das religiöse Leben des modernen Judenthums geltend zu machen. Nur der Confirmationsakt, wenn er dieses vermag, wird im Stande sein, den Einwurf der Gegner dieser Einrichtung, daß dieselbe nur eine bedeutungslose Ceremonie sei, welche durch modernes Schaugepränge, leeren Wortschwall dem innern religiösen Leben mehr schade als nütze, zu bekräftigen.

Unsere Leser brauchen nicht zu befürchten, daß wir nach dieser etwas gedehnten Einleitung eine lange Beschreibung der hierorts in den Gotteshäusern des „Rodesch Scholom“-Tempels und „Abas Jeschurun“-Gemeinden am verg. Mittwoch (16. ds.) stattgefundenen Confirmationsfeierlichkeiten bringen werden. Selbst wenn wir dazu geneigt wären, würde es uns der beschränkte Raum verbieten. Also in aller Kürze: Große Versammlungen andächtiger Neugieriger oder neugieriger Andächtiger, — wie man's auch nimmt, es paßt nicht! — geschmückte Gotteshäuser, deren schönster Schmuck die hoffnungsvolle Jugend; Musik und Gesang, der Gelegenheit anpassend. — Durch Hrn. Reb. Dr. Jastrow wurden 21 Knaben und Mädchen confirmirt. Wir hatten das Vergnügen, der Prüfung dieser Confirmanten am vorhergehenden Samstag Nachmittag beizuwohnen. Es ist derselben schon andern Orts (im vorwöchentlichen „Israelite“) rühmend Erwähnung geschehen, und wir können dieselbe deshalb hier mit der Bemerkung übergehen, daß Herr Dr. Jastrow in seinen Fragen und den Antworten der Kinder sich nicht bloß als Lehrer zeigte, der Meister seines Gegenstandes ist, sondern denselben auch mit pädagogischem Verständnis zum geistigen Eigenthum seiner Schüler zu machen versteht. — Herr Reb. Eppstein brachte durch die Confirmation von 21 Kindern seine fünfjährige religiöse Lehrthätigkeit in der Gemeinde Abas Jeschurun zum würdigen

Abschluß. Die am Abend vor dem Feste stattgefundene Religionsprüfung fiel zur größten Zufriedenheit des zahlreich versammelten Publikums aus. Der Frage folgte die Antwort mit erstaunlicher Präcision auf der Zerde. Der Confirmationakt am andern Morgen soll, wie wir hören, sehr feierlich gewesen sein.

Wir gedenken der Confirmation in dem Tempel der „Reneseh Israel“-Gemeinde absichtlich zuletzt, da diese Feier, als die erste derartige unter Leitung des jetzigen neuen Rabbiners Herrn Dr. D. Krauskopf als etwas „Neues“, „noch nicht Dagewesenes“, die besondere Aufmerksamkeit des den Tempel füllenden Publikums erregte und deshalb besondere Erwähnung verdient. Der außergewöhnlich verkürzte Gottesdienst nahm nur eine halbe Stunde in Anspruch, so daß um 10 Uhr das Schlußgebet gesprochen wurde; hierauf begann die eigentliche Ceremonie, die nach der Reihenfolge des gedruckten Programmes in den Händen der theilnehmenden Publikums von den 22 Confirmanten — 12 Mädchen und 10 Knaben — selbstständig ausgeführt wurde, da sich Herr Dr. Krauskopf, mit Ausnahme einer kurzen Anrede an die Confirmanten und der Segensvertheilung an je zwei und zwei der Kinder, die nicht wie früher zu diesem Zwecke zu den Eltern geschickt wurden, sich dabei vollkommen passiv verhielt. Die von den Confirmanten einzeln, und zwar von der Kanzel aus, mit Anstand frei vorgetragenen Abhandlungen über die Ceremonie selbst, die Gründe für dieselbe, die wohlthätigen Folgen der Religion, die Basis des Judenthums, dann Erklärung der „Zehn Worte“, ersetzten die nicht vorher stattgefundene Prüfung, da, wie Dr. Krauskopf in seiner Anrede erklärte, „diese selbstständigen Arbeiten der Schüler das Resultat des vorhergegangenen Religionsunterrichtes seien. Derselbe sei nicht ein Unterricht im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen, sondern eine ungezwungene Unterhaltung über Religion und Judenthum.“ Ein Confirmant trug die „Zehn Worte“ in Englisch vor, indeß ein anderer Knabe die üblichen Segensprüche vor und nach der Thoravorlesung in Hebräisch sagte. Die rhythmischen Bewegungen der Kinder während der verschiedenen Aktionen — Niederlegung von Blumen in den geöffneten Hechal, paarweises Hinauftreten zu dem segnenden Rabbiner und Wechseln der Plätze während dieser Handlungen — wurden so wohl und gemessen ausgeführt, daß sie ihren Eindruck auf das mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtende Publikum nicht verfehlten. Die Feierlichkeit, die Punkt 12 Uhr endete, wurde noch verschönert durch den Gesang des zu dem Zwecke verstärkten Chores, sowie durch zwei Cello-Solos, vorgetragen von Herrn Dr. Jul. Salinger. Ueber die Bedeutung und den Werth der Confirmation selbst sprach Herr Dr. Krauskopf am darauffolgenden Sabbath. Ein Nachruf, den Herr Dr. M. Jastrow jr. im hiesigen „Public Ledger“ über das Leben des kürzlich verstorbenen Gelehrten Michael Heilprin veröffentlichte, bringt uns eine amüsante Mittheilung in lebhafter Erinnerung, die uns vor Jahren Herr Isidor Vinswanger über M. Heilprin's Aufnahme als Lehrer der Schüler der damaligen „Hebrew Educ. Society“-Schule machte. Man wollte sich nämlich über H.'s Befähigung, den Schülern Unterricht im Hebräischen und Deutschen zu erteilen, vergewissern. Herr Vinswanger, Präsident der Schule, und der verst. Jaak Lefer constituirten sich als eine Art „Civil-Service-Commission“ zur Prüfung des Candidaten. Der arme Heilprin mußte sich einige geschichtliche Fragen des Herrn Lefer gefallen lassen; aber statt unbefriedigend, waren seine Antworten den verblüfften Herren Examinatoren zu befriedigend, die verstan-

big genug waren, die Situation zu durchschauen, und von jedem weiteren Examinationsversuch abzusehen. Durch den verstorbenen A. Hart, den Herr Heilprin auf mehrere Irrthümer in den ersten Lieferungen der „American Encyclopaedia“ aufmerksam machte, wurde der Letztere dem Hause D. Appleton & Co. als Mitarbeiter bei jenem Werke empfohlen.

Am nächsten Sonntag wird der in der „Keneseth Israel“-Gemeinde domicilirte Familien-Waisen-Erziehungsverein seine Jahresfeier im Tempel abhalten. Der Verein hat jetzt 21 Waisen unter seinem Schutze, zu deren Unterhaltung die Mitgliederbeiträge und die Zinsen eines nicht unbedeutenden Reservekapitals, das für unvorhergesehene Fälle dienen soll, verwendet werden. Präsident des Vereins ist Herr Abraham Goldschmidt, und Sekretär, an Stelle des Gründers des Vereins, Herr Dr. Samuel Hirsch, Herr Joseph Marschütz. Der Verein hat Herrn Hirsch vor Kurzem ein Testimonial, in einem geschmackvoll verzierten, weißseidenen Einband, in einem Glaskasten liegend, unterzeichnet von dem Präsidenten und Sekretär zugesandt, in Anerkennung seiner Verdienste, die er sich durch Gründung des Waisenvereins erworben. Wir wünschen dem ehrwürdigen Herrn, daß er sich der wohlverdienten Anerkennung noch lange erfreuen möge.

Philadelphia, 18. Mai 1888.

Philemon.

New York.*)

New York, im Mai 1888.

Die Schlussfeierlichkeiten der „Mount Sinai“-Schule für Krankenwärterinnen fanden vorletzten Donnerstag im Beisein zahlreicher Freunde des Instituts in No. 852 Lexington Ave. statt. Unter den Anwesenden befanden sich folgende Damen, welche Beamte der Anstalt sind: Frau A. H. Lewis, Präsi.; Frau H. Bettman, Vice-Präsi.; Frau Felix Samson, Frau H. Heidelbach, Frau D. J. Seligman, Frau L. M. Hornthal, Frau A. Limburger, Frau N. Strauß, Frau Lewis May, Frau H. Burg, Frau J. H. Schiff, und Frau E. Lauterbach. Die Präsidentin der Anstalt, Frau A. H. Lewis, eröffnete die Feier, nachdem die 40 Frauen und Mädchen, welche sich dem schweren Beruf der Krankenpflege widmen wollen, in ihrer kleidsamen Tracht mit weißem Häubchen, blau und weißgestreiften Seerückenkleid und der vorchriftmäßigen Schürze zu einer Seite des Rednerpultes Platz genommen, mit einer längeren Ansprache, in welcher sie auf die hohe Bedeutung, welche die Krankenpflege heutzutage einnimmt, hinwies und die Böglinge des Instituts zur Ausdauer ermahnte. Die Böglinge erhalten den Unterricht frei, werden während des ersten Jahres in den Krankensälen des „Mount Sinai Hospitals“ angelernt, gehen mit dem zweiten Jahre nach dem Irrenhospital auf Ward's Island und erhalten in der letzten Hälfte im „Willard Parker Hospital“ Anweisung in der Behandlung von Patienten, die mit ansteckenden Krankheiten befallen sind. Nachdem Dr. Alfred Meyer, eine der Instruktoren der Anstalt, eine Ansprache gehalten, wurde Frau Mary G. Dearing für getreue Pflichterfüllung mit der von Frau L. M. Hornthal gestifteten Medaille und Fräulein Adelaide Stumpf für den besten Aufsatz über das Thema „Krankenpflege“ mit einem Preise bedacht, der ebenfalls in einer Medaille bestand. Hierauf wurden die Graduirtten, nämlich Fräulein Elizabeth Deane, Frau Mary G. Dearing, Frau Francis Dressell, Fräulein Adelaide, Frau Rosa Marshall und Fräulein Jennie

Marshall, von der Präsidentin aufgerufen und mit den besten Segenswünschen für ihre spätere Wohlfahrt entlassen. Zum Schluß richtete die Superintendentin Fräulein A. L. Alston einige Worte an die Anwesenden und dann hatte die Feier ihr Ende erreicht.

Der Verein, unter dessen Obhut das „Heim für alte und gebrechliche Israeliten“ steht, hielt am 13. d. unter Vorsitz des Herrn Charles L. Bernheim in der Anstalt in West 105. Straße seine Jahresfeier und Beamtenschaft. Herr Bernheim erwähnte in seinem Jahresbericht, daß der Gesundheitsrath mit Rücksicht auf die Schwäche und Hilflosigkeit einiger der Insassen des Heims gewisse Veränderungen vorgeschlagen habe, welche, um bei einem etwaigen Feuer größere Sicherheit zu bieten, sofort ausgeführt werden sollten. Sodann machte Herr Bernheim darauf aufmerksam, daß die Einkünfte sich gegen das vorhergehende Jahr etwas vergrößert hätten und man durch einige weitere Beiträge in die Lage kommen könnte, die Wirksamkeit des Heims zu erweitern. Namens des Finanzkomitees berichtet Herr N. Sulzbacher, daß dem Heim von der „Burim-Association“ \$13,000 als Ertrag ihres „Wohltätigkeitsballes“ und von anderer Seite in Form von Schenkungen und Legaten \$11,700 zugegangen seien. Die Berichte wurden angenommen und dem Verwaltungsrath auf Antrag des Herrn Jesse Seligman ein Dankesvotum für die fähige Verwaltung gezollt. Nachdem man auch der im verfloßenen Jahre verstorbenen Mitglieder gedacht, erfolgte die Beamtenschaft, welche folgendes Resultat ergab:

Präsident Charles L. Bernheim; Vice-Präsident, Frau H. Gitterman; Schatzmeister, Charles Sternbach.

New Jersey.—Der bekannte Schriftsteller Michael Heilprin starb in Summit N. J., im Alter von 65 Jahren. Er war in Piotrkow (Petrkau) in Russisch-Polen als Sohn des gelehrten Ph. Mendel Heilprin geboren. In seiner frühesten Jugend kam er nach Ungarn, wo er sich 1848 für die Sache der Revolution begeisterte. Unter Kossuth stand er mit dem literarischen Bureau in dem Ministerium des Innern in Verbindung. Wie Kossuth, kam auch er, und zwar im Jahre 1856, nach Amerika. Hier wurde er ein fleißiger Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften. Namentlich stand er in engen Beziehungen zur „Nation“. Er redigirte sämtliche Bände von Appletons „American Encyclopaedia“, mit Ausnahme der beiden ersten. Heilprin hinterläßt seine Gattin und mehrere Kinder. Einer seiner Söhne, Louis, hat sich bereits als Schriftsteller einen Namen gemacht; ein anderer, Angelo, ist Professor an der Naturwissenschaftlichen Akademie in Philadelphia. Heilprin war im Interesse der russisch-jüdischen Einwanderer, deren Kolonisation er mit bedeutenden Mitteln förderte, rastlos thätig, wodurch er, wie man glaubt, seine Gesundheit untergrub.

Ausland.

Frankreich. Paris. — Traurig lauten die Nachrichten, die bezüglich unserer jüdischen Mitbürger noch immer aus verschiedenen Theilen Algiers einlaufen. Während der Antisemitismus hier und im ganzen Lande — Dank dem gesunden Sinne des französischen Volkes — kläglich Fiasco gemacht hat, scheint es, als habe diese Pestblume gerade drüben in den Colonien feste Wurzel gefaßt. Thatsache ist, daß in Algier noch heute ein antisemitisches Comité sein lichtschreues Wesen treibt, und zwar unter den Augen der Behörden, welche sich gar nicht darum kümmern. Schlimmer aber liegen die

betreffenden Verhältnisse noch in Oran und in Constantine, dort blüht die judenfeindliche Propaganda mehr als je. Wer die Geldmittel eigentlich dazu hergibt, ob die katholische Kirche, die dort dominierend auftritt, oder sonst wer, darüber ist bis jetzt etwas Greifbares nicht bekannt geworden. Das Erstere ist jedoch wahrscheinlich. Seit Cardinal Lavignerie die Geschicke der afrikanischen Missionen bestimmt, zeichnen sich die dort wirkenden römischen Geistlichen durch ihre Unbuddsamkeit und ihren Fanatismus gegen die anderen Confessionen recht unvorthellhaft aus. Sie schüren das Feuer gegen die Israeliten, wo sie nur immer können, am meisten aber von der Kanzel herab, wo sie sich nicht scheuen, offen den Kreuzzug gegen die Juden zu predigen. Da kann es nicht verwundern, daß antisemitische Excesse so zu sagen an der Tagesordnung sind. Hauptsächlich sind es jedoch — und das ist für die dortigen Verhältnisse bezeichnend — Soldaten, die Unteroffiziere und Corporale nicht ausgenommen, welche auf den Straßen und Plätzen, in den öffentlichen Lokalen und im Theater förmliche Razzias auf Juden veranstalten, ohne daß der Commandant sich bemüht, gegen diese Excesse einzuschreiten. Wiederholt ist daher Blut geflossen, denn als die angegriffenen Juden sich zur Wehr setzten, machte die rohe Soldateska von ihren Waffen Gebrauch. In drei Fällen wurden jüdische junge Mädchen, die eben von der Synagoge heimkehrten, thätlich angegriffen. Anfang März hatte einmal nur wenig daran gefehlt, daß eine Horde angetrunkenen Soldaten mit Gewalt sich den Eingang in die Synagoge erzwingen hätte. Zum Glück wurde sie durch einen höheren Offizier, der zufällig vorüber ging, daran verhindert. Diese Einzelheiten dürfen wohl genügen, um sich von der Lage in Constantine einen annähernden Begriff zu machen. Angesichts solcher Verhältnisse ist die Frage erlaubt, warum die hiesige Centralregierung solche Ausschreitungen duldet, weshalb sie nicht den Präfecten anweist, zur Ehre Frankreichs mit äußerster Strenge einzuschreiten. Im „Land der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ sollten derartige Dinge wahrlich nicht vorkommen. (Jüd. Presse.)

Paris. — Der jüngst verstorbene Senator Carnot, Vater des Präsidenten der Republik, war ein großer Judenfreund. Derselbe ist wiederholt in der Deputirtenkammer für die Rechte der Juden aufgetreten, so im Jahre 1841, als die Polizeibehörde zu Dresden einem französischen Juden den Aufenthalt in der Hauptstadt Sachsens verweigert hatte. Als Unterrichtsminister im Jahre 1848 verordnete er, daß die israelitischen Consistorien durch allgemeine Wahl und nicht wie bisher durch Notablen gewählt werden. Das Gesetz besteht heute noch.

Türkei. Konstantinopel. — Der englische Gesandte hat gegen die Verfügung der türkischen Regierung, welche den längeren Aufenthalt ausländischer Juden in Jerusalem untersagt, Verwahrung eingelegt. Dieser Protest bezieht sich selbstverständlich nur auf die englischen Juden. Der Vertreter Englands hob mit Recht hervor, daß es den freundschaftlichen internationalen Beziehungen nicht entsprechen könne, wenn der eine Staat den Angehörigen des andern den Aufenthalt in seinem Gebiete versagen wolle, es sei denn, daß der Fremde die Gesetz nicht respektire. Das könne man aber nur in Bezug auf einzelne Personen vorkommenden Falls nachweisen, nicht aber von vornherein von einer ganzen Kategorie präsumiren und am wenigsten von allen Bekenntnern einer gewissen Religion.

Portugal. Lissabon. — Der hiesige Wohltätigkeits-Verein „Somech

Nophlim“ veröffentlichte seinen Jahresbericht für 1887. Die Verwaltung der Anstalt ruhte in den Händen von 3 Damen, deren Vorsitzende Donna Benoliel de Levy ist. Durch feste Beiträge ist das Comité in den Stand gesetzt, Unterstützungen an Geld, so wie Hilfe in Krankheitsfällen gewähren zu können, auch bis zu einem gewissen Betrage den religiösen Unterricht der Jugend zu subventioniren. Dieser wird durch Rev. Jakob B. Markowicz ertbeilt. Der Verein fördert auch wissenschaftliche Bestrebungen und besitzt eine eigene Bibliothek. Die Zahl seiner Mitglieder beiderlei Geschlechts beträgt 60.

— Jemand wollte in einer Gesellschaft einen Juden aufziehen und erzählte ihm unter anderem, daß in England alle Juden ausgerottet würden, indem man immer einen Juden neben einem Esel aufhänge. — „Wie gut ist's“, sagte der wichtige Jude, „daß wir beide nicht dort leben!“

Für Taube und Schwerhörige.

Eine Person, welche durch ein einfaches Mittel von einer 23jährigen Taubheit geheilt wurde, ist bereit, eine Beschreibung desselben in deutscher Sprache gratis zu übersenden.

Adresse: Nicholson, 177 Macdonald St., New York City.

Märtyrer des Kopfschmerzes

Suchen vergeblich nach Erleichterung, bis sie anfangen, Ayer's Saraparilla anzuwenden. Dann gehen sie mit Neuen auf das jahrelange Leiden zurück, dem sie hätten entgehen können, wenn sie früher zu diesem Mittel gegriffen hätten. Das Uebel war nicht lokaler, sondern constitutioneller Natur, und sie mußten nothwendigerweise leiden, bis Ayer's Saraparilla seine Wirkung als alterirendes und blutreinigendes Mittel that. Die Frau des Samuel Page, 21 Austin Str., Lowell, Mass., litt lange Zeit an heftigen Kopfschmerzen, die durch Störungen in Magen und Leber herbeigeführt waren. Durch Ayer's Saraparilla wurde sie vollkommen geheilt.

Frank Roberts, 727 Washington Str., Boston, sagt, er habe früher schreckliche Kopfschmerzen gehabt und nichts habe ihm

Dauernde Hilfe

gewährt als Ayer's Saraparilla.

„Seit Jahren“, schreibt Lizzy W. De Beau, 262 Fünfte Str., Brooklyn, N. Y., „habe ich jedes Frühjahr unerträgliche Kopfschmerzen. Vorigen März fing ich an Ayer's Saraparilla zu nehmen und habe seitdem kein Kopfschmerz mehr gehabt.“

„Ich litt an Kopfschmerz, Unverdaulichkeit und Schwäche, und konnte mich nur mit Mühe im Hause herumhangeln.“ So schreibt Frau M. M. Lewis aus A. Str., Lowell, Mass. „Ayer's Saraparilla hat bei mir eine wunderbare Veränderung herbeigeführt. Ich fühle mich nun stark und so gesund wie je.“

Jonas Garman, Esq., aus Atkins, Pa., schreibt: „Zeit Jahren leide ich jeden Frühling schrecklich an Kopfschmerz, der von verdorbenem Blute und gestörter Verdauung herrührt. Es war mir als ob mir der Kopf zerbrechen sollte und nichts half mir, bis ich Ayer's Saraparilla nahm. Dieses Mittel hat mich vollkommen hergestellt.“

Als Frau Genevra Belanger von No. 24 Bridge Str., Springfield, Mass., Ayer's Saraparilla zu gebrauchen anfing, hatte sie lang an einer ernstlichen Leberkrankheit gelitten. Dabei war sie jedes Frühjahr mit Kopfschmerz, sowie mit Mangel an Appetit und an Verdauung geplagt. Eine Freundin beredete sie, Ayer's Saraparilla zu nehmen, und diese war eine wunderbare Wohlthat für sie. Jetzt ist ihre Gesundheit vollkommen. Jeder Märtyrer des Kopfschmerzes wird Hilfe finden in

Ayer's Saraparilla.

Zubereitet von Dr. J. C. Ayer & Co., Lowell, Mass. Preis \$1; sechs Flaschen, \$5. Werth \$5 die Flasche.

Doctor S. Polliher,

Brunnenarzt in Karlsbad (Böhmen), Sprudelgasse, Haus „Havanna“, bietet seine ärztlichen Dienste allen Karlsbad besuchenden Amerikanern an. Briefliche Anfragen unter obiger Adresse werden prompt beantwortet.

*) Wegen Mangel an Raum folgt ein Theil des Berichtes in nächster Nummer.

Rumänien. Foltscheny. Die Gemeinde wird gegenwärtig durch 7 Mitglieder repräsentiert, von welchen 5 thätig sind. Die jährlichen Einnahmen betragen ungefähr 26,000 Frcs., welche durch die Fleischtagen aufgebracht werden, und zwar 5 Centimes für das Kilo Fleisch und 10 Ctm. für das Geflügel von den Verzehrenden. 4 Frcs. für Stückvieh von den Fleischern als Schlachthaussteuer; das Bad trägt 5000 Frcs. an Miete. Das unter Direktion des Herrn Dr. Guttmann stehende Krankenhaus enthält zwanzig Betten, und der Unterhalt kostet jährlich etwa 6500 Frcs., außerdem werden 1000 Frcs. jährlich für außerhalb des Krankenhauses bewilligte Medikamente ausgegeben. Der Arzt bezieht 2000 Fr., ein Unterarzt 480, Aufseher und Diener 1300 Frcs. Die israelitische Schule ist, wie das Hospital und das Bad, Eigentum der Gemeinde. Sie wird von 100 Kindern besucht und kostet 2000 Fr. jährlich; fünf Lehrer ertheilen den Unterricht. Das Schlachthaus der Stadt gehört der israelitischen Gemeinde, die auch noch mehrere Häuser besitzt. Der Rabbiner D. Falig (Wolfsohn) bezieht jährlich an Gehalt 1080 Frcs., außerdem 729 Fr. unter dem Namen „jährliche Tagelöhner“, die Wittve des verstorbenen Schochet 624 Frcs. jährlich als Pension. Das neue Gemeindefomite, welches erst seit dem vorigen Jahre funktioniert, hat 400 Fr. Schulden des früheren gezahlt. Die Stelle als Gemeindefunktionär mit 720 Fr. ist unterdrückt und wird in hochherziger Weise durch das Komitemitglied Herrn D. Halpern ohne Entgelt versehen.

Süd-Afrika. Dubschoorn.-Ende Januar fand am hiesigen Orte ein für die Juden Süd-Afrikas höchst wichtiges Ereignis statt, die Grundsteinlegung zu einer Synagoge. Nachdem sich vor einiger Zeit ein Comite gebildet hatte, dessen Zweck die Sammlung der zu einem Synagogenbau nötigen Mittel war, gelangte man in verhältnismäßig kurzer Zeit dazu, den Termin zur Grundsteinlegung festzusetzen, und die erhebende Ceremonie ging nun gestern vor sich. Zu derselben waren erschienen Rev. A. J. Drnstein, der Kultusleiter der jüdischen Gemeinde in Kapstadt, und sein Kollege von Kimberley, Rev. Mark L. Harris. Bereits eine halbe Stunde vor dem Beginn der Ceremonie hatten sich 400 bis 500 Personen auf dem Bauplatz versammelt. Nach Absingung eines Psalms hielt Rev. Drnstein eine Rede über Samuel I. 7. Kapitel. Im Jahre 1842 gab es im Ganzen in Süd-Afrika verstreut 15 bis 20 jüdische Familien. Dieselben hielten vor den hohen Feiertagen eine Versammlung ab, um über gemeinschaftlichen Gottesdienst zu beraten. So wurde die erste Gemeinde gebildet, welche aus 10 bis 20 Mitgliedern bestand. In dem Hause des einen derselben wurde der Gottesdienst abgehalten, und aus jener Zeit datieren die Anfänge der Gemeinde in der Kapstadt. Damals stießen die Heirathen unter Juden auf Schwierigkeiten, weil kein einziger Kultusbeamter vorhanden war. Endlich fand sich ein mit dem Religionsgesetz genau vertrautes Gemeindeglied, und seit jener Zeit konnten Kiddushin gegeben werden. Aus diesen kleinen Anfängen entwickelte sich die heute so bedeutende Gemeinde in der Kapstadt. Ferner sind in der Zwischenzeit Synagogen in Port Elizabeth und in Kimberley entstanden, wie sich auch kräftige Gemeinden in Johannesburg, Malmari, Varkerton, Pietermaritzburg und an verschiedenen anderen im Süden Afrikas liegenden Orten gebildet hatten. Ein besonders erhebendes Beispiel bietet die Gemeinde in Dubschoorn, woselbst Juden und Christen in ganz besonders einträchtiger Weise zusammenleben. Seit einem Jahre etwa wohnen hier so viele Juden,

daß der Plan, eine Synagoge zu bauen, ernstlich in's Auge gefaßt werden konnte. Noch vor acht Jahren bestand die jüdische Bevölkerung des Ortes aus 3 Personen, jetzt befinden sich in der Stadt und Umgegend 200 bis 250 Seelen. Der erste Schritt, der das Gefühl der Zusammengehörigkeit bethätigte, war die Erwerbung eines Begräbnisplatzes, bis dahin mußten die Leichen nach Port Elizabeth oder Kapstadt gebracht werden. Ein Herr Scheepers, ein Christ, schenkte vor 5 Jahren Grund und Boden zum Begräbnisplatz, die Einrichtung und das Umgeben mit einer Mauer kostete 3000 Mark. Vor 4 Jahren fand der erste gemeinschaftliche Gottesdienst statt, welcher bald bei diesem, bald bei jenem Gemeindeglied abgehalten wurde und stets etwa 30 Teilnehmer zählte. Da die Anzahl der Glaubensgenossen sich stetig mehrte, so mußte die Errichtung eines Gotteshauses ernstlich in's Auge gefaßt werden. Ein Comite trat zusammen, welches Cirkulare erließ und in kurzer Frist 9000 Mark sammelte, während allerdings 20,000 M. erforderlich sind. Alle Klassen der Bevölkerung, alle Glaubensbekenntnisse, alle in der Kolonie vertretenen Nationalitäten haben beigetragen, der wunderbarste Fall ereignete sich aber darin, daß das Comite seine Hauptstütze in einem Christen fand, dem Herrn Chas. B. Blad, welcher das Amt des Ehren-Sekretärs bekleidete und unermüdet thätig war. Nach der Rede des Herrn Drnstein wurde eine Glocke in den Grundstein gelegt, welche verschiedene Dokumente in englischer und hebräischer Sprache und je ein Exemplar der verschiedenen in der Kapkolonie erscheinenden Zeitungen, Silbermünzen u. s. w. enthält, worauf noch Rev. Harris eine ergreifende Ansprache hielt, in welcher auch er die Bedeutung der Feier hervorhob. In der üblichen Form wurde sodann die Ceremonie zu Ende geführt. (Jüd. Presse).

Marokko. — Der „Reveil du Maroc“ berichtet, daß vor einigen Wochen in Fez ein jüdisches Mädchen vor den Rabi geführt worden sei, um gezwungen zu werden, den mahomedanischen Glauben anzunehmen, da einige Fanatiker behaupteten, von ihr das Glaubensbekenntnis, „Es gibt nur einen Gott und Mahomed ist sein Prophet“ sprechen gehört zu haben. Der Rabi weigerte sich jedoch wohlweislich, sie als eine Gläubige aufzunehmen. Nichts destoweniger waren die anwesenden Juden genötigt, Geld unter die Gläubigen zu verteilen, um sich hierdurch gegen dorn gewaltthätige Angriffe zu schützen.

Vermischtes.

— Im Museum des Königl. Sächs. Alterthumsvereins in Dresden befindet sich z. B. ein Kunstwerk von kulturhistorischem Werth und kunstgeschichtlichem Interesse für weitere, insbesondere aber für jüdische Kreise. Es ist dies ein Modell des Tempel Salomons, sowie der Stiftshütte. Beide sind im Auftrage eines Hamburger Rathsherrn Schott Ende des 17. Jahrhunderts von einem Baumeister Grafens nach der Bibel und nach den Angaben der spanischen Priester Villalpandi und Ramirez de Prado hergestellt worden und sollen 50,000 Thaler und 12jährige Arbeitszeit darauf verwandt worden sein. Im Jahre 1732 kaufte der Kurfürst Friedrich August I. die Modelle für 3000 Thaler oder 22,000 Fl. von den Erben des Rathsherrn in England. Ein Katalog der „Königlichen Naturalienkammer zu Dresden“ vom Jahre 1755 enthält darüber Angaben, so z. B., daß sich in dem Kunstwerk 6736 Säulen mit geschnittenen Kapitälchen und Grundgestellen und bei-

Nathan Feldman,

Nordost Ecke der 6. und Smith Str., Cincinnati, O.

„Koscher“-Wegger, Wurst-Fabrikant u. Packer

Alleiniger Fabrikant der berühmten Schweinsfurter Wurst. Fleisch für Familienzwede zubereitet. Post-Aufträge werden prompt und reell ausgeführt. Spezial-Expreßraten ertheilt.

nahe eben so viele mit geflochtenem Draht versehene Fenster befinden, und daß es in allen seinen Theilen auseinander zu nehmen, überhaupt mit der peinlichsten Genauigkeit in jeder Einzelheit ausgearbeitet worden ist. — Interessant ist ferner, daß Alles von denselben Holzarten, wie in den prächtigen Bau des Originals dereinst einzutreffen gewesen, gefertigt, so die innere Pracht des Allerheiligsten, welches durch und durch mit vergoldetem Silber ausgelegt und mit Edelsteinen verziert ist; so ferner die Einzelheiten, als, die Bundeslade mit dem Cherubim, der Rauchaltar, die Schaubrotische, die siebenarmigen Leuchter, die beiden Säulen Jachin und Boas, das sogenannte eherne Meer, alles dies ebenfalls in vergoldetem Silber, wie auch schließlich das mit 12 echten Edelsteinen besetzte Brustschildlein des Hohenpriesters. — Im Kaufpreis von 8000 Thalern mit inbegriffen war auch damals der jetzt im berühmten „grünen Gewölbe“ ausgestellte „Erzengel Michael mit dem Drachen kämpfend.“ Ein Jahrhundert lang wurden nun diese Kunstwerke von Vielen bewundert, bis sie im Jahre 1846 in völliger Unkenntnis der Geschichte und des Wertes derselben für das Spottgeld von 18 Thalern, 1847 dann noch das „Allerheilige“ für 25 Thaler verkauft wurden. Diese kaum glaubliche Thatsache ist attestmäßig verbürgt. — Späterhin gelangten sie für 90 Thaler in den Besitz der Dresdener Kreuzkirche, bis sie glücklicher Weise von Kunstkennern wieder entdeckt, vom Königl. Sächs. Alterthumsverein, dessen Ehrenpräsident Prinz Georg, der Bruder des Königs Albert, ist, angekauft und in dessen Museum in einer ihrem Werthe würdigen Weise ausgestellt worden sind.

— Zum Heirathsvermittler Beer kommt Herr Israel. „Nun, Herr Beer, haben Sie eine Partie für meine Tochter Rosa auf Lager?“ — Was geben Sie mit? fragt Beer. — „Zweitausend Mark,“ sagt Herr Israel. — Zweitausend Mark? Dafür habe ich den kleinen Moritz Kahn, antwortet Beer. — Schreit Herr Israel: „Der lahm doch!“ — Nu, wenn schon. Stellen Sie sich vor, Ihre Rosa kriegt'n reichen Mann, er fährt in der Equipage, die Pferde gehen durch, er springt raus, bricht'n Fuß, lahm auch und muß noch die Doktorrechnung bezahlen. Hier, bei Kohn, haben Sie „eine fertige Sache.“

STANDARD SPRINTING INK WORKS
Our Ink on this Publication Cincinnati, O.

Hochzeits-Einladungen

in der künstlichsten Weise gravirt und gedruckt, zu billigen Preisen.

Bestellungen von allen Theilen der Ver. Staaten entgegengenommen und erhalten dieselben die beste und prompteste Bedienung.

Mustern von Einladungen mit Preisangabe werden auf Anfragen versandt. Man adressire

Bloch Publ. and Print, Co.
CINCINNATI & CHICAGO.

Where Are You Going?

When do you start? Where from? How many in your party? What amount of freight or baggage have you? What route do you prefer? Upon receipt of an answer to the above questions you will be furnished free of expense, with the lowest rates, also maps, time tables, or other valuable information which will save trouble, time and money. Agents will call in person where necessary. Parties not ready to answer above questions should cut out and preserve this notice for future reference. It may become useful. Address C. H. WARREN, General Passenger Agent, St. Paul, Minn., or D. R. McGinnis, Trav. Pass. Agt., Columbus, O. Send for new map of Northwest.

CHEAP EXCURSIONS. For the benefit of those looking for new locations or investments, semi-monthly excursions have been arranged, at one fare for the round trip, to all points in Dakota and Minnesota. Tickets first-class and good for 30 days. For maps and further particulars address C. H. WARREN, General Passenger Agent, St. Paul, Minn.

LOW TOURIST RATES.

For \$47.50 a first-class round trip ticket, good for 90 days, with stop-over privileges, can be obtained from St. Paul to Great Falls, Montana, the coming manufacturing centre of the northwest. Only \$56.00 to Helena and return. Similar reductions from points east and south. Rates correspondingly as low will be named to points in Minnesota and Dakota, or upon Puget Sound and the Pacific Coast. For further particulars address D. R. McGinnis, Trav. Passenger Agent, Columbus, Ohio, or C. H. WARREN, General Passenger Agent, St. Paul, Minn.

Minnesota Leads the World

With her stock, dairy and grain products, 2,000,000 acres fine timber, farming and grazing lands, adjacent to railroad, for sale cheap on easy terms. For maps, prices, rates, etc., address J. Bookwater, Land Commissioner, or C. H. WARREN, General Passenger Agent, St. Paul, Minn. Ask for Book H.

20 Hefte

Gedichte und Scherze in jüdischer Mundart.

1. Schmonzes-Verjones.
2. Chalaumes mit Backisch.
3. Geiß'n Stuß!
4. Einer von un're Leut!
5. Aufgewärmte Lachsch.
6. Gut Schabbes.
7. Allerlei Narrischkeiten.
8. Reb Henoch, oder: Was thun damit?
9. Johann Hoff und Johann Hoff, oder: Die Wunder des Salz-Extrakt.
10. Koschere Mezie.
11. Eingemachte Esraugim.
12. Jüdische Schachmes.
13. Gurken sind auch Compott.
14. Kommt 'raus der Jüd!
15. Schlachmonaus zu Purim!
16. Wer mir Gutes ginn.
17. Worum? Dorum?
18. Faule Fisch' und Klapp dazu.
19. Zwischen Minche und Mahrem.
20. So war's sonst.

Alle 20 Hefte werden für \$1 porto-frei und prompt versendet von

The BLOCH Pub. and Print.Co.

CINCINNATI, O.

Verlangt:

Kost und Logis in einer Privatsfamilie für einen Herrn. Adresse umgehend unter Chiffre J an

„Hebrew Union College, City.“